Biogr.C.
241
s

Biogr. C.
241 s Oswald

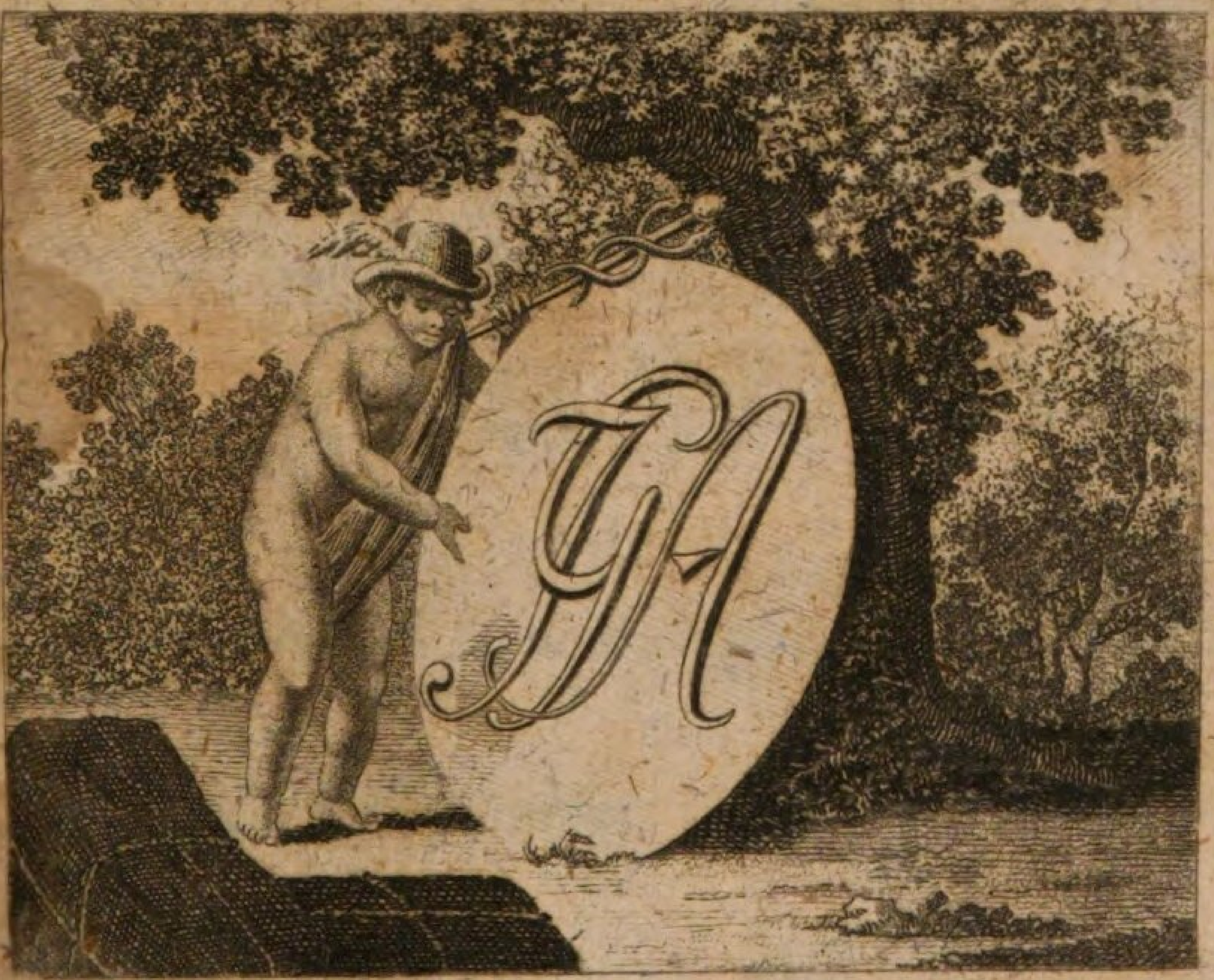
Ko 69/27

<36616748550019

<36616748550019

Bayer. Staatsbibliothek

Beiträge
zu
Künstlerbiographieen
gesammlet
von
Christian Carl Oswald.



Budissin und Leipzig,
in der Arnoldschen Buchhandlung.
1800.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

In unsern schreibseligen Zeiten wird entsetzlich viel Papier unnütz verdruckt — die ietzigen ungeheuern Papierpreise und die eben so ungeheuern Makulaturstöse in

den

den Buchläden, bei den Schweizerbäk-
kern, Krämern, Stärken- und Höcker-
weibern sind die kräftigsten und zugleich
traurigsten Beweise davon. Die zeitigen
Romanfabrikanten und Romanverleger
haben einen grosen, ia wohl den größten
Theil der Versündigungen an Papier,
Publikum, Zeit und Geld auf sich, die
in der Litteratur iezt begangen werden.

Der Sammler und Herausgeber ge-
genwärtiger Beiträge zu Künstlerbiogra-

phieen

phieen hält sein Gewissen für rein — er glaubt nicht die Menge unnützer Bücher vermehrt, sondern vielmehr den Freunden der Künste und Künstler einen Gefallen erzeigt zu haben, indem er die originellen und in einer Legion von Journalen und andern dergleichen Broschüren zerstreuten Züge berühmter Künstler sammelte. Uebrigens hält er, in ächt litterarischer Demuth, sein Verdienst bei diesem Büchlein für höchst unbedeu-

tend — und bescheidet sich gern, daß Jeder andere, bei einer ausgebreiteten und besonders für den Zweck dieser Beiträge aufmerksamen Lektüre, leicht das nämliche Verdienst sich hätte erwerben können.

Regi-

Register.

A.

Seite

Abel, ... 1
Albrecht, ... 168
Andreas, (mit dem Beinamen del Sarto) 26
M. Angelo, . . . 24
Jo. d'Arpino, . . . 95

B.

C. Ph. E. Bach, . . . 13
Friedem. Bach, . . . 9
Joh. Sebast. Bach, . . . 7
Chr. Bach, ... 14
Soph. Baddeley, . . . 129
Barthe, ... 111
Pompeo Battoni, . . . 56
Beaumarchais, . . . 111
Jo. Bellino, . . . 93
Salomo Bendeler, . . . 191
Js. von Benserade, . . . 15

Bet-

	Seite
Betterton, . . .	149
Blanchet, ...	116
Boisy, ...	67
Le Brün, ...	150
M. A. Buonarotti, . . .	163

C.

Han. Caracci, . . .	18
Caravaggio, . . .	60
W. A. Chaulieu, . . .	118
Colardeau, . . .	177
Collins, ...	107
Peter Corneille, . . .	165
Correggio, ...	19

D.

Daniel (de Volterra) . .	27
Despreaux, . . .	60
Domenichino, . . .	125
Dreier, ...	16
Albr. Dürer, . . .	22

F.

Farinelli, ...	58
Fr. Floris, ...	30
Foote, ...	142

G.

G.

Seite

Galiani, ... 64
Garofalo, ... 17
Garrick, ... 147
Greathead, . . . 99
Jos. Guerra, . . . 126

H.

Händel, ... 71
Haydn, ... 128
Hogarth, ... 153
Holbein, ... 165
Holland, ... 146
Jo. Holzer, . . . 167
Hütter, ... 194

I.

Jommelli, ... 158

K.

Angelika Kaufmann, . . . 81
August Kirsch, . . . 85
J. St. Kleinknecht, . . . 179
Krumholz, ... 110
E. Kuhne, ... 153

L.

Lee Leewes, . . . 103

	Seite
Remig. von Lemput, . .	173
Luc. von Leyden, . . .	30

M.

Macklin, ...	98
Märchesi, ...	97
Marino, ...	66
La Maupin, . . .	63
Jo. Heinr. Meisner, . .	172
Ism. Mengs, . . .	43
A. Raph. Mengs, . . .	31
Fr. Xav. Messerschmidt, . .	182
Metastasio, ...	75
Mignard, ...	149

N.

Noverre, ...	97

P.

Palladio, ...	20
Palmer, ...	100
Paul Veronese, . . .	22
J. Fr. Pöhle, . . .	178
Poußin, ...	59
Pradon, ...	16

Q.

Seite
Quin, ... 144

R.

Raphael von Urbino, . . 23
Rembrandt, ... 127
Rich, ... 142
Rigaud, ... 127
Jo. Rist, ... 170
Rosso, ... 26
Rousseau, ... 166

S.

Sannazarius, . . . 85
And. del Sarto, . . . 26
Shidone, ... 95
Schönau, ... 42
Fr. Schütz, . . . 182
Senesino, ... 58
Siddons, ... 96
Smith, ... 99
Spinello, ... 23
Yor. Sterne, ... 111
Le Sûeur, ... 151

T.

Torq. Tasso, . . . 159
Tin=

	Seite
Tintoret, ...	28
Titian, ...	94
V.	
Paul Veronese, . . .	22
Villier, ...	61
Dan. de Volterra, . . .	27
Voltaire, ...	66
W.	
Wells, ...	104
Wilkinson, ...	154
Willmann, ...	55
Wassington, . . .	145
Y.	
Yorik Sterne, . . .	111
Z.	
Nik. Zabaglia, . . .	19
Dom. Zampieri, . . .	29

Abel, der bekannte große Tonkünstler, gieng eines Abends im Vauxhall spazieren, als eben eine seiner Sinfonieen schlecht aufgeführt wurde. Besonders wurde sie dadurch verdorben, daß der Anführer des Orchesters, welches zuweilen gut genug besetzt ist, die Bewegung ganz falsch genommen hatte. Indem Abel sich nun eben an diesem Menschen ärgert und einige Scheltworte gegen ihn ausstößt, fragt ihn sein Gesellschafter, der mit ihm da herumwandelt: Wie heißt der Mensch? — „Cain," erwiedert Abel. — Wie, Cain? — „Nun hören Sie denn nicht, daß er mich ermordet?"

In London wurde vor ungefähr zwölf Jahren, ein großes Konzert auf Subscription errichtet, welches ganz ausschließlich der Ausführung alter Musikstücke gewidmet ward, und daher auch den Namen erhielt: Concert of ancient Music. In dem Reglement zu diesem Konzert wurde ausdrücklich festgesetzt, daß kein Stück darin aufge-

führt werden sollte, dessen Verfasser nicht wenigstens schon fünf und zwanzig Jahr todt wäre. Eine Hauptabsicht bey Errichtung dieses Konzerts, mochte auch wohl der Wunsch des theilnehmenden Adels seyn, den König, der die alte Musik ganz ausschließlich liebt, dadurch für dieses neue Institut genugsam zu intereßiren, und ihn zu bewegen, es mit der königlichen Familie zu besuchen. Bis dahin hatte der königliche Hof, ausser den Theatern, keinen Antheil an irgend einer öffentlichen Lustbarkeit der Art genommen. Auch hier ließ die große und ängstliche Etikette, die der englische Hof beobachtet, *) den Wunsch nicht auf-

*) Man weiß, daß nach der englischen Hofetikette Niemand, auch die ersten Lords und Staatsbediente, nicht mit der königl. Familie speisen können. Diese Etikette wird aber auch so weit getrieben, daß während einem grosen Hofkonzert nicht nur Niemand ausser der königl. Familie sich in dem Saale setzt, sondern wenn ein Thee oder andre Erfrischungen genommen werden, die königliche Familie dazu in ein besonderes Zimmer geht, und die übrigen Großen des Reichs und des Hofes in ein anderes Zimmer. Diese halten nun aber ihrer Seits wieder so genau auf ihr Recht, daß nur allein sie in dem Zimmer bedient

aufkommen, daß der Hof sich unter die Gesellschaft mischen möchte, ungeachtet sie fast ganz aus dem Adel und den Vornehmsten des Landes bestand. Sobald der Hof einige Neigung bezeigte, dem neuerrichteten Konzerte beiwohnen zu wollen, wurde in der halben Höhe des Saals eine besondere Loge für den Hof gebaut, wo er ganz abgesondert von der übrigen Gesellschaft, der Musik zuhören und die Gesellschaft ungestört übersehen könnte. Die Königin sprach eines Tages von diesem Konzerte zu Abel und bezeigte ihr Befremden, daß sie ihn niemals in dem Konzerte sähe. Abel, gleich allen andern in London lebenden Komponisten, unzufrieden mit der Einrichtung des Konzerts, die seine Arbeiten während der Zeit sei-

bedient werden, daß die Hofbedienten es nicht wagen würden, irgend einem durch Talente noch so verdienten Manne, in demselben Zimmer eine Tasse Thee anzubieten, und eben deswegen ward es auch der großen Sängerin Mara für eine ungeheure Prätension angerechnet, daß sie sich, wiewohl nur in der Ferne sitzend, von wo aus der Thee servirt wurde, eine Tasse ausbat und sie, ohne in ein Nebenkabinet zu gehen, wirklich austrank.

nes Lebens daraus verbannte, antwortete der Königinn: Ich hoffe, Ew. Majestät werden mich fünf und zwanzig Jahre nach meinem Tode dort finden. —

Abel hatte ganz die jovialische, sinnlich genießende Physiognomie, und war von Seiten seiner sinnlichen Natur auch ganz das Wesen, welches die Alten vermuthlich in dem Faun idealisiren wollten; auch sieht ihm der berühmte junge Faun in der Villa Albani bei Rom so ähnlich, wie nur irgend ein, im genußvollsten Augenblicke erzeugter Sohn, seinem Vater ähnlich sehen kann. Ein berühmter englischer Maler (mich dünkt, es war Gainsborough) machte Abels Bild, und als Abel es fertig sah, rief er unwillig aus: dem fehlt nichts als ein voller Schlauch zum Faun! der Maler erwiederte: Auch fehlt ihm zur vollkommnen Aehnlichkeit mit Euch nichts, als daß er nicht trinkt.

Abel trank unglaublich viel; fast jeden Tag, an dem er nicht zum Konzerte fuhr, blieb er von dem Mittagsessen an bis Mitternacht an dem mit Bouteillen besetzten Tische sitzen. Mit den Bou-

teillen

teillen wurden zugleich gewisse Ausleerungsgefäße in das Zimmer gesetzt, damit er und seine Trinkgesellschaft nicht nöthig hatten, das Zimmer zu verlassen, das ihnen oft auch schwer geworden seyn würde, wieder zu finden. Zuletzt glühte er dann am ganzen Kopfe, wie ein Feuerfaß voll Steinkohlen, wie die Sonne im Höherauche, die gewöhnliche Art ihrer Erscheinung über London. Einst, nach einem Mittagsessen auf dem Landhause des berühmten komischen Schauspielers und Theaterdichters Foot, wandelte Abel so in seiner glühenden Gestalt im Garten umher, als ihn Foot neben einer Wand mit Weinstöcken fand, deren Trauben, wie gewöhnlich in England, nicht zur Reife kommen wollten. Beim Anblick dieser Weinwand und Abels glühendem Gesicht, rief Foot ihm zu: Abel! besteiget dort die Mauer und bescheinet mir die Weinwand, daß sie reife.

Bei seinem letzten Aufenthalte in Deuschland, hatte Abel sich einige Wochen in Potsdam aufgehalten, und sich dort in der traurigen Lage befunden, den Rheinwein, mit welchem er aus dem Keller des damaligen Kronprinzen, jezigen Kö-

nigs von Preußen, reichlich versehen wurde, ohne ihm angemessene rüstige Trinkgesellschaft zu verzehren. Er kam nachher nach Berlin, klagte einem dortigen Künstler seine Noth, und wünschte, einige Tage in guter lustiger Gesellschaft in Berlin zuzubringen. Dieser versprach ihm Anstalt zu treffen, daß er keinen Tag im Wirthshause allein essen und trinken solle, und veranstaltete für die nächsten Tage eine zusammenhängende Folge von Diners und Soupers in den besten Häusern, mit den ansehnlichsten Weinkellern versehen. Abel fand mit Freuden, daß in keiner Stadt der gesitteten Welt so viel vortreflicher Rheinwein getrunken wird, als in Berlin, und ließ sich diese ununterbrochene Kette von Schmausereien ein und zwanzig Tage nach einander gar wohl gefallen. Gegen die Mittagsstunde holte er seinen Freund ab, ergab sich ihm für den Rest des Tages auf Discretion, kümmerte sich selten darum, wohin es zum Essen gieng, blieb da, mit Wollust hinabgiessend — sein Trinken war ein, über glatte Fläche, hinfallender Guß — bis es nothwendig wurde, in den Wagen zu steigen, um dem Abendessen entgegen zu gehen, und da wieder bis der feindselige nüchterne Tag zu erscheinen drohte. Zwi-

schen

schen den beiden gemeßnen Abtheilungen des täglichen Lebens, fragte er dann wohl an der Hausthüre langeweilend: wo sind wir denn den Mittag gewesen? wo kommen wir jezt hin? Zum Erstaunen war es, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit er oft, zwischen den berauschenden Einflüssen der wohlthätigen Schmäuse, die Gambe spielte. Daß seine Phantasie sich dann oft mit üppiger Fülle und wollüstiger Süßigkeit ergoß, war weniger zu bewundern. Wirklich waren seine Phantasieen auf der Gambe, in denen er eine große Stärke besaß, nie reicher und hinreißender, als in solchen Stunden.

Johann Sebastian Bach, trat einst in eine große Gesellschaft, als eben ein Musikliebender am Flügel saß und phantasirte. In dem Augenblicke, als dieser den großen Meister gewahr wird, springt er auf und endet mit einem dissonirenden Akkorde. Bach, der das hört, wird durch den musikalischen Uebelstand so beleidigt, daß er dem ihm entgegen kommenden Wirthe vorbeiläuft, zum Flügel eilt, den dissonirenden Akkord auflößt und gehörig schließt. Dann erst tritt er zum Wirthe, und macht ihm seine Eintrittsverbeugung.

Man versichert, daß Joh. Seb. Bach sich oft mit Bettlern, die eine ganz ausgezeichnet klagende, in einer Reihe von Dissonanzen vorschreitende Weise zu bitten hatten, die musikalische Unterhaltung und Befriedigung gab, erst zu thun, als wolle er ihnen etwas geben und fände nichts, während dessen die Klage stieg, dann ihnen einige Mahle hintereinander das möglich Wenigste gab, wodurch die Klage nur etwas gemildert wurde, und am Ende ihnen ungewöhnlich viel gab, wodurch eine vollständige Auflösung und ein vollkommen befriedigender Schluß hervorgebracht wurde.

Joh. Seb. Bach, der größte Organist seiner Zeit, und vielleicht aller Zeiten, zog viele vortrefliche Schüler; mit keinem soll er mehr zufrieden gewesen seyn, als mit Krebs in Altenburg, von dem er auch zu sagen pflegte: das ist der einzige Krebs in meinem Bache.

Mit demselben strengen Ernst, mit welchem Raphael Mengs von seinem Vater zum gründlichen Studium und zur mechanischen Uibung in der Kunst angehalten wurde, wurden auch Joh. Sebastians Söhne dazu angehalten, und es hat

bei

bei beiden gleich gut angeschlagen. Indes kann man auch bei beiden die Bemerkung machen, daß sie mehr gelehrte, als lebendig darstellende Künstler geworden, daß ihre Werke mehr den denkenden Theil im Menschen beschäftigen, als den sinnlich geniessenden; ja, die Brüder Bach stellen eine merkwürdige Stufenfolge von verschieden gearteten und gebildeten Künstlern dar, wenn man von dem ältsten Friedemann, dem ersten und sorgfältigsten Zöglinge seines Vaters anfängt, und mit dem jüngsten dem Englischen, der mehr ein Zögling seiner Brüder und des Weltlaufs war, endet. Dieses Raisonnement veranlaßte vermuthlich einst das Bonmot eines witzigen Mannes über diese ewig merkwürdigen Brüder, er sagte: Friedemann arbeitet in schwarz, Emmanuel in grau, und Christian in lebendigen Farben nach der Natur.

Friedemann Bach, war einer der sonderbarlaunigsten Künstler. Als er noch Organist in Halle war, setzte er sich einst Sonntags früh mit den Orgelschlüsseln in der Tasche unten in die Kirche. Indem die Gemeinde nun mit Sehnsucht erwartete, daß der Organist anfangen sollte, sagte

er zu seinem Nachbar: mich soll's doch wundern, wer heute die Orgel spielen wird?

Zu einem kurzen Liede, welches der auf der Kanzel stehende Pfarrer einst zwischen der Predigt singen ließ, und welchem die Organisten gewöhnlich nur einige Akkorde voranzuschicken pflegen, um den Ton zum Liede anzugeben, fieng Friedemann Bach einst eine Fuge zum Vorspiel an und führte sie mit aller möglichen Kunst und Ausführlichkeit aus. Als der Prediger auf der Kanzel einige Minuten dies unzeitige Vorspiel abgewartet hatte und ihm nun die Geduld vergieng, rief er den Küster und sandte ihn zum Organisten, mit der Bitte, daß er doch schließen und das Lied anfangen möchte. Bach antwortete dem Küster aber unwillig überlaut: der Herr Pfarrer versteht den Teufel, was zur guten Ausführung einer Fuge gehört, ich bin noch weit vom Schluß, und werde die Fuge ausführen und schliessen, wie sichs gehört.

Einst kommt Friedemann Bach zum jezigen Musikdirektor Rust, der damals in Halle studirte und ihm zur Erkenntlichkeit für seinen Klavierun-

und

terricht seine Korrespondenz besorgte. „Sehen Sie da," sagte Bach zu ihm, „einen recht hübschen Ruf zur Kapellmeisterstelle in Rudolstadt," und giebt ihm einen Brief zu lesen, „antworten Sie nur gelegentlich, daß ich ihn wohl annehmen will." Rust liest den Brief und freut sich sehr der ansehnlichen Verbesserung seines Lehrers. Indem er ihm aber eben seine Freude bezeigen will, wird er Datum und Jahrzahl gewahr, und ruft: „Herr Bach, der Brief ist ja schon über ein Jahr alt!" „Nun ja," erwiedert Bach, „ich habe ihn immer bey mir herumgetragen, und habs von Tag zu Tag vergessen, ihn Ihnen zur Beantwortung zu geben." Es war natürlich für dasmal zu spät.

Von Fried. Bachs ungeheurer Sorglosigkeit für das Wohl seiner Familie mag folgender Zug dienen. Er ist einst mit seiner völlig erwachsenen Tochter in Potsdam und will mit der Iournaliere einen Mittag nach Berlin zurückfahren. Er geht *mit* der Tochter auf die Post, geht ins Bureau sich einschreiben zu lassen, erfährt dort, daß die Person sechszehn Groschen für die vier Meilen zu zahlen hat, findet, daß er eben nur noch sechszehn

Groschen

Groschen in der Tasche hat, läßt sich für seine Person einschreiben, kommt wieder zur Tochter hinaus, nimmt sie bey der Hand, führt sie in den nächsten Kaufladen und bittet die Leute, sie möchten erlauben, daß seine Tochter einen Augenblick bey ihnen eintrete; kehrt dann nach der Post zurück, setzt sich auf und fährt nach Berlin. Die Tochter erwartet lange vergebens des Vaters Rückkehr, und war glücklich in das Haus von guten Leuten geworfen zu seyn, die sie über Nacht beherbergten, und ihr den folgenden Tag Anleitung gaben, wie sie den Weg nach Berlin zu nehmen hätte.

Friedemann Bach war sehr eigensinnig und ließ sich oft von seinen größten Wohlthätern stundenlang vergeblich zum Spielen nöthigen. Sehr oft setzte er sich aber aus freien Stücken zur Unzeit eben kurz vor dem Essen, oder vor dem Auseinandergehen ans Klavier, und dann war er eben so schwer zum Aufhören zu bringen. Bey einer solchen Gelegenheit sagte einst ein Berlinischer Künstler: Es ist kein Wunder, daß ihm das Spielen so anekelt, da er sich selbst, wenn er darüber herfällt, bis zum Ekel damit übersättigt.

C. Ph. E. Bach akkompagnirte einst in einem kleinem Hofkonzerte einer Hofdame, die zum ersten mahl öffentlich sang, eine Arie. Sie war sehr furchtsam, und als sie zur Kadenz kam, stieg ihre Furcht beim Schweigen der Instrumente so hoch, daß sie verstummte und unwillkürlich einen sehr unreinen unmusikalischen Ton von sich gab. Bach, der schon mit dem Akkorde unter den Fingern den Triller der Kadenz ängstlich erwartete, schlug zu diesem unerwarteten Ausbruch der Angst sogleich den Akkord an, und half der armen Zitternden von der Angst und von der Kadenz.

Als Jemand, der das seltne Glück gehabt hatte, Friedrich den Einzigen auf der Flöte blasen zu hören, dessen vortrefliches Spiel gegen Bach, der dabey akkompagnirt hatte, enthusiastisch lobte, und unter vielen wirklich gegründeten Ausdrücken des Lobes, vielleicht durch die Art, wie der König selbst pflegte, mit Macht Takt zu schlagen, wenn er nämlich aus dem Takte gekommen war, bewogen, über diesen einzig schwachen Theil des königlichen Virtuosen in die Worte ausbrach: „und wie viel Takt!“ antwortete Bach gelassen: „Ja vielerley Takt!“

Der Englische Bach, der in Italien und Engelang wohl hinlängliche Veranlassungen gefunden haben mochte, die moralische Natur der Kastraten kennen zu lernen, sagte einst ein sehr feines Wort über dieses Ungeschlecht. Es fragte ihn jemand: wie mag das wohl kommen, daß die grausame Kastratenoperation bey Thieren nnd Menschen eine so ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt? die Thiere werden dadurch zahmer und frömmer, die Menschen boshafter und ungelenkiger. — das scheint mir sehr natürlich, sagte Bach; den Thieren nimmt man die Bestialität und den Menschen die Humanität.

Christian Bach war ein sehr leichtgesinnter jovialischer Mensch. Als ihm einst einer seiner ernsten Freunde seine Sorglosigkeit als Künstler und Mensch vorhielt, mit der er meistens nur leichte vergängliche Sachen, die von ihm verlangt wurden, flüchtig hinwarf, und das damit verdiente Geld nach leichtsinniger für noch flüchtigere sinnliche Genüsse wegwarf, und ihm dabey das Beispiel seines ältern Bruders in Berlin vorhielt, der große Werke vollendete, und das verdiente Geld sehr gut zu Rath zu halten wußte; sagte Bach:

„Ei

„Ei was, mein Bruder lebt um zu komponiren, und ich komponire, um zu leben: er treibts für andere, ich für mich selbst." Wenigstens beweißt diese Antwort, daß der sinnliche Mann nicht viel von der poetischen Idee vom Nachruhm hielt. (s. Reichards musikal. Almanach 1796.)

Die Aeltern des französischen Dichters Isaac von Benserade, waren bei seiner Geburt Reformirte, daher sein Name aus dem alten Testamente — dergleichen diese Religionsverwandte wählten, weil sie keine Schutzheiligen glaubten — Benserade war noch sehr klein, als sich sein Vater zur römischen Kirche begab. Im sechsten Jahre erhielt er die Firmelung. Der Bischof, der diese verrichtete, fragte ihn: Willst du deinen jüdischen Namen mit einem christlichen vertauschen? Sehr gern, antwortete der Knabe, wenn ich etwas darauf heraus bekomme. — Dem Prälaten gefiel dieser Witz. Er mag seinen Namen behalten, sprach er, und wird demselben Ehre machen. (s. Beckers Taschenbuch zum gesell. Vergnügen 1796. S. 155.)

Der

Der Dichter Pradon hatte sich bei Vorstellung einer seiner Tragödieen unter die Zuschauer gestellt. Sie ward ausgepfiffen und das war er gewohnt, wie man allenfalls aus Boileaus Einfällen lernen kann:

Mon embarras est pourtant
Comment on finira la guerre
De Pradon et de Parterre.

Pradon hatte sich selbst mit einem Pfeifchen versehen und stimmte mit der Gesellschaft ein: Sein Nachbar sagte: Warum pfeift ihr denn? das Stück gefällt mir. Pradon, das Inkognito des Autors beobachtend, pfiff fort. Darüber kam es zum Wortwechsel und endlich zum Prügeln. Die Uebersicht dieser Geschichte heißt in der Grundsprache: Pradon, sifflê, battû, et content. (Ebendas. S. 172.)

Dreier, ein bekannter witziger Kopf in Hamburg, saß in der Komödie neben einem fremden Officier. Es ward, etwa der Feierlichkeit des Tages wegen, ein Vorspiel aufgeführt; das gefiel dem Officier sehr wohl und er fragte seinen Nachbar, den er natürlich nicht kannte, wer es wohl möchte gemacht haben?

„Das

„Das kann ich Ihnen sagen: Unser Herr Senior Götze, zwar ein verdienter Geistlicher, aber ein Mann, der sehr viel Witz hat und das Theater liebt.“

Den Mann möchte ich wohl kennen lernen und ihm für das Vergnügen danken, das seine Arbeit mir verursacht hat. Der Officier erhielt die nöthige Anweisung und wartete Götzen auf.

Götze nahm des Officiers Besuch an, wie der gutgemeinte Besuch eines Weltmanns mußte angenommen werden. Wer die Nachricht ertheilt hatte, lies sich leicht errathen.

Der Officier fluchte stark, da Er eigentlich beleidigt war, mehr als Götze. Er fand Dreiern bald auf einem Koffeehause und ohne ein Wort zu sagen, lies er seinen Stock auf desselben Rücken fallen.

Dreier sah sich um: „Ach! Sie sind da gewesen — Sie sind da gewesen! Das erfreuet mich! (s. ebendas. S. 173.)

Benedetto Garofalo, ein Maler in Ferrara, war ein guter Freund des Ariosts, und malte ihn deswegen mit einem grosen schwarzen Barte in ein Gemälde vom Paradiese auf der rechten Seite,

zwischen dem heil. Sebastian und der heiligen Katharina. Ariost bat ihn darum und sagte zum Scherz: Setzt mich in euer Paradies, wer weis, ob ich in das andere komme? — (s. Volkmanns Nachrichten von Italien III. 489.

———

Die Gallerie des Hannibal Caracci im Quartier della Regola in Rom, gehört unter die wichtigsten Werke der Kunst, welche Rom aufzuweisen hat. Caracci brachte beinahe acht Jahre mit dieser Arbeit zu und verdarb seine Gesundheit dabei, wozu denn auch der Verdrus viel beitrug, daß der Papst den, auf diese Arbeit neidischen, Cavalier d'Arpino mehr hörte und dem Caracci kaum das Brod dafür gab. Als Caracci aus Verdrus darüber Rom verlies (so erzählt man) und in Pipenno ankam, theils um sich an dem Cavalier d'Arpino und an dem Papst zu rächen, theils um den Wirth aus Mangel an Gelde, mit einer Malerei zu bezahlen, entwarf er auf einem alten Brete ein sehr satirisches Gemälde. Er malte einen prächtig geputzten und überall mit päpstlichen Wappen behangenen Esel, nebst einen Treiber, welcher dem Cavalier d'Arpino vollkommen ähnlich sah. Der Wirth bekam vielen Zulauf und

Caraccies Gegner wurde lächerlich. (s. Volkmanns Nachr. von Italien, II. 413.

Correggio, der eigentlich Antonio de Allegris hies, wurde durch seine natürlichen Talente groß, ohne die Antiken und Rom gesehen zu haben. Er bildet sich eine eigne Manier, ward der Maler der Grazien und der größte Kolorist. Keiner hatte vor ihm eine solche Stärke in Ausmahlung der Kuppeln und in den dabey nöthigen Verkürzungen bewiesen. Als man ihm einmal ein Gemälde des Raphael zeigte, betrachtete er es mit Aufmerksamkeit und sagte dann aus Ueberzeugung von seiner eignen Kunst, die Worte: anch'cò sono pittore. (Auch ich bin ein Maler,) die zu einem bekannten Motto geworden sind. (Volkmanns Nachricht. von Italien I. 316.)

Nicolaus Zabaglia, war einer der besten Mechaniker des jetzigen Jahrhunderts in Rom. Er hatte weder studirt, noch sonst einige Grundsätze von der Mathematik, ja er konnte kaum schreiben; gleichwohl half ihm sein praktisches Genie, Maschinen von weit leichterer und simplerer Zusammensetzung anzugeben, als die bisherigen,

gen, worauf die geschicktesten Mechaniker mit aller ihrer Theorie nicht gefallen waren. Einst hatte man für eine gewisse Kirche eine marmorne Statue gemacht, die zu hoch war, um sie in die Thüre zu bringen. — Verschiedene Baumeister wollten ein großes Loch in die Vorderseite über der Thüre machen, wodurch die Bildhauerei und der gewölbte Bogen sehr gelitten hätte, zu geschweigen, daß dadurch viele Kosten verursacht worden wären. — Zabaglia ward um Rath gefragt und machte sich anheischig, die Statue mit dem vierten Theil der Kosten hineinzubringen. Die andern Baumeister lachten ihn aus. Er aber blieb dabei, und schloß mit den Vorstehern einen Kontrakt darüber. Was that nun Zabaglia? Das simpelste, was man thun konnte, worauf aber keiner gefallen war. Er ließ die Schwelle und ein Paar Stufen wegnehmen — dadurch bekam die Thüre die rechte Höhe, die Statue ward nun bequem hineingebracht, und die andern Baumeister schämten sich, daß sie nicht selbst so klug gewesen waren. (s. ebendas. II. 783.)

Der bekannte Architekt Palladio wurde in seiner Jugend aus Vicenza seiner Vaterstadt verbannt.

bannt. Indeß machte er sich in einigen Jahren durch seine Kunst so ausserordentlich berühmt, daß die Einwohner von Vicenza einen Mitbürger, der ihnen soviel Ehre machte, zurück beriefen. Palladio kam, und mit seiner Rückkehr verbreitete sich unter den Vicenzern ein so herrschender Geschmack am Bauen, daß, da ihr Vermögen dem erfinderischen Genie des Palladio nicht die Waage halten konnte, sich in kurzem ein Theil der Bürgerschaft bankerot gebaut hatte, und viele abbrechen mußten, ehe noch von dem herrlichen Entwurf eines Pallastes der auf dem Papiere so lockend anzusehen war, ein Drittheil oder die Hälfte ausgeführt da stand. Man sieht noch in vielen Straßen dergleichen Segmente von Pallästen, die für des Palladio Baukunst sehr vortheilhafte Beweise, aber sehr nachtheilige für die politische Rechenkunst der damaligen Bauherren abgaben. Man glaubte nachher allgemein, Palladio habe absichtlich die Bürger mit einer so übertriebnen Baulust angesteckt, um sich dadurch wegen seiner Verbannung an ihnen zu rächen. (s. Bürde's Reise durch die Schweiz und Italien 131.)

Paul Veronese wurde während einer Krankheit, die ihn auf einer Reise befiel, in dem Landhause der edlen Familie Mureti Pisani freundschaftlich aufgenommen und sehr gut verpflegt. Als er sich zu erholen anfieng, malte er in Geheim die Familie des überwundenen Darius, die Alexandern vorgestellt wird, ein Gemälde von prachtvoller und reiner Komposition, und versteckte es bei der Abreise in das Bette, worinn er krank gelegen hatte. (s. Bürde's Reise durch die Schweiz und Italien, S. 194.)

Das Leben Albrechts Dürers, wurde durch die üble Gemüthsart seiner Frau, die immer mit ihm zankte, sehr verbittert. Um diesem Hausteufel zu entfliehen, that er eine Reise nach Holland und hielt sich daselbst einige Zeit bei seinem Freunde Lukas von Leiden auf. Auf vieles Bitten seiner Frau kam er endlich zurück, um sich von dieser Furie zu todte martern zu lassen. Er war wohlgebildet, mit einer glücklichen Physiognomie begabt, und zeichnete sich durch edle Manieren und eine angenehme Gesprächigkeit aus. (s. Archenholz Litt. u. Völkerk. VI. 254.)

Spi=

Spinello aus Trazzo in Toskana gebürtig, der im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts lebte, brachte es in seiner Kunst dahin, daß er den Lucifer auf eine so schreckliche Weise vorstellte, daß er sich selbst vor seinem Gemälde fürchtete. Dies gieng so weit, daß er närrisch wurde, und als ein Verrückter starb. Er hatte viele Nachahmer, die, weil sie nicht dahin gelangen konnten, Engel zu malen, scheusliche Figuren von Teufeln aufstellten, wie Spinello. (s. Litt. u. Völkerk. VI. 260.)

Raphaels von Urbino Vater war nur ein mittelmäsiger Maler, der aber seinem Sohne zeitig Geschmack an seiner Kunst beibrachte, und seine natürlichen Fähigkeiten entwickelte. Er schickte ihn nach Perusa zu dem besten Maler, den damals Italien aufweisen konnte. Dieser war Peter Perugino, nach seinem Geburtsorte Perusa so genannt. So geschickt dieser auch war, so kam ihm sein Lehrling doch bald gleich. Sie verfertigten beide andächtige Gemälde und Portraits, deren Köpfe viel Grazie hatten und wobey die Zeichnungen sehr korrekt waren. Dennoch waren diese Arbeiten weit von den spätern Werken dieses großen Künstlers verschieden. Man nennt sie gewöhnlich

die erste Manier des Raphael. Nachdem er Leonard da Vinci in Florenz arbeiten gesehen hatte, nahm er eine zweite Manier an und lernte seine Figuren besser gruppiren. Endlich aber, da man ihm Fresco Malereien im Antiken auftrug, so gab der Anblick den Zeichnungen des Michael Angelo seinem Genie die letzte Entwickelung, und erzeugte die dritte Manier, die für ihn und auch für alle seine Nachfolger bis auf diesen Tag der höchste Grad der Vollkommenheit war.

Poussin erkühnte sich demohngeachtet zu sagen: Raphael sei zwar ein Engel in Ansehung der neuern Maler, aber im Vergleich mit den großen griechischen sei er ein Esel. — Ein Urtheil, das ohnstreitig zu strenge ist.

Pabst Julius II. wollte Raphael, wie man behauptet, zum Kardinal macheu; wenigstens ließ er es ihn hoffen, wodurch denn Raphael verhindert wurde, zu heirathen. Er that aber seiner heftigen Leidenschaft fürs schöne Geschlecht nicht Einhalt, welches auch seine Tage verkürzte. (s. ebendas. 262.)

Michel Angelo, verfertigte einst eine marmorne Statue des Kupido, und schickte sie insgeheim

heim nach Rom, wo er sie unter solchen Ruinen vergraben ließ, die man eben durchwühlen wollte. Man suchte und fand diese Bildsäule, die sogleich für ein kostbares antikes Kunstwerk gehalten wurde. Ein Kardinal kaufte sie für einen sehr hohen Preis, und war mit seinem Kauf ungemein zufrieden, bis er hörte, daß seine muthmasliche Antike, das Werk eines neuen Künstlers sei.

Die Päbste ließen Michael Angelo in ihrer Gegenwart sitzen, eine Ehre, die nur großen Fürsten widerfährt. Die Grosherzoge von Toskana sprachen immer mit ihm mit unbedeckten Haupte. Paul III. wollte ihn in der Peterskirche beerdigen lassen, der Grosherzog aber gönnte dem Pabst diese Ehre nicht, sondern ließ heimlich den Körper des Künstlers wegnehmen und nach Florenz bringen, woselbst ihm ein prächtiges Grabmahl errichtet wurde, das mit drei schönen Statuen geziert ist, welche die Malerei, Bildhauerei und Baukunst vorstellen.

Er war ein sehr angenehmer Gesellschafter, besas viel Litteratur und machte artige Verse. In der Kunst nahm er sich Freiheiten, die Niemand, selbst Raphael nicht, sich erlaubte. Dies beweisen viele seiner Zeichnungen. Man sahe im

Anfange des vorigen Jahrhunderts in Fontaine=bleau ein Gemälde dieses Meisters, das für den Herzog von Ferrara gemacht war, welches dieser aber an Franziskus I. geschenkt hatte. Es stellte die Leda nebst dem Jupiter als Schwan vor und war so wollusterregend, daß man versicherte, es habe bei Personen beiderley Geschlechts sehr sinnliche Wirkungen hervorgebracht, daher man Ludwig XIII. dieserhalb Skrupel beibrachte. Dieser befahl sogleich dem Oberbauinspektor Desnoyers, es aus den Augen des Publikums zu entfernen. Desnoyers, ein Andächtler, überschritt den Befehl und ließ das Gemälde verbrennen. (s. ebendas. S. 269.)

Andreas del Sarto, (der Sohn eines Schneiders) ahmte des Raphaels Werke und Manieren so vollkommen nach, daß man sie für Originale dieses großen Meisters hielt. Manche Maler, deren Werke er kopirte, glaubten bey Erblickung dieser Nachahmungen ihre eignen Werke zu sehen. (s. ebendas. S. 272.)

Roßo, ein Schüler des Michael Angelo, wurde einst bestohlen und hegte, ohne daß man

weiß

weiß warum? Verdacht auf einen seiner Freunde und Landsleute, Pellegrini, welchen er auch wirklich der Justiz übergab. Da dieser Unglückliche nicht überführt werden konnte, wurde er gefoltert. Er stand aber alle Martern aus, ohne etwas zu bekennen, vielmehr gelangte er dahin, seine Richter und seinen Ankläger selbst von seiner Unschuld zu überzeugen. Dieser, voll Verzweiflung, seinem Freunde ein so grausames Unrecht angethan zu haben, entschloß sich, es an sich selbst zu rächen. Er nahm daher Grünspan zu sich und verschied noch den nämlichen Tag. (s. ebendas. 272.)

Daniel de Volterea, gebürtig aus Volterea in Toskana 1509., auch ein Schüler des Michael Angelo, war ein vortreflicher Maler, aber ein noch weit größerer Bildhauer. Da sein großer Meister alt war und nicht mehr viel arbeiten konnte, übergab er die Werke, die man ihm auftrug seinen beiden Favoritschülern, Perrino del Vago, was die Malerei betraf und Daniel de Volterea die Bildhauerarbeiten, mit der Versicherung, daß sie es so gut machen würden, wie er selbst. Dieß geschah sogar bei einem wichtigen Auftrag. Die Königinn Katharina von Medicis wollte Heinrich

II. eine Bildsäule zu Pferde errichten lassen, und lies ihn durch den Marschall Strazzi ersuchen, die Arbeit über sich zu nehmen. Michael Angelo aber wies ihm an Daniel, der auch sogleich zu Werke gieng und das Pferd goß, das wie ein Meisterstück bewundert wurde. Allein während dieser Künstler die Statue des Königs medallirte, starb er zu Rom 1566.

Gegen das Ende seines Lebens erhielt er einen Auftrag, der ihm auf der einen Seite empfindlich war, auf der andern aber wieder angenehm seyn mußte. Dieser war, die Figuren der Heiligen, der Engel und der Teufel, die Michael Angelo in der Peterskirche und in den Kapellen des Vatikans gemahlt hatte, zu drapiren. Sie waren vortreflich, allein ihre Nacktheit schien an heiligen Oertern anstößig zu seyn. Dieser sogenannte Fehler wurde von Daniel de Volterea mit aller nur möglichen Behutsamkeit und Kunst verbessert. Doch mußte er deshalb bittere Scherze ertragen; man nannte ihn nun den Hosenmacher des Michael Angelo. (s. ebend. S. 273.)

Tintoret, ein Schüler Titians, war ausserordentlich eigensinnig und ungestüm bei allem,

was

was er ausführte, daher ihn die Italiener auch nur furioso Tintoretto nannten. Sie sagten, er habe drei Pinsel, einen goldnen, einen silbernen und einen eisernen, die er nach seinem Eigensinn gebrauche, oder vielmehr nachdem er bezahlt würde; denn man versichert, daß er Arbeiten zu jeden Preiße übernahm und sie nach dessen Verhältnisse vervollkommnete oder vernachläßigte. (s. ebend. 278.)

Domenico Zampieri, gemeiniglich Domenichnio genannt, war der vornehmste Schüler des Carracci. Anfangs schien sein Pinsel mehr schwer und unangenehm zu seyn, als die Grazie seiner beiden Mitschüler Guido und Albano zu zeigen. Man nannte ihn daher den Ochsen. Hannibal Carracci aber versicherte, daß dieser Ochse das Feld der Malerei fruchtbarer machen werde, als es je gewesen wäre. Diese Prophezeihung wurde auch erfüllt. Die Gemälde des Domenichnio sind noch heut zu Tage eine große Quelle des Unterrichts für junge Maler. (s. ebendas. 393.)

Lukas

Lukas von Leyden wurde nur 39 Jahre alt und starb, wie man behauptete, an Gift, das ihm seine Neider beibrachten. Ehe er den Geist aufgab, befand er sich eine Zeitlang in einem schmachtenden Zustande, der jedoch seinem Willen nicht Einhalt that, beständig zu arbeiten, ob er gleich gezwungen war, das Bette zu hüten, denn er sagte, er müßte auf diesem seinen Ehrenbette sterben. So lange er noch gesund war, trank er sehr viel und man behauptet, daß er seine besten Werke in einem halbtrunkenen Zustande verfertigt habe. (s. ebend. 398.)

Franziskus Floris, einer der besten Maler aus der flämischen Schule, wie auch einer der besten Zeichner, den man deswegen auch nur den flandrischen Raphael nannte, arbeitete nur sieben Stunden des Tages, sieben andere brachte er mit seinen Freunden im Wirthshause zu und die übrigen waren dem Schlaf, oder seinen sonstigen Geschäften gewidmet. Er starb jung und zwar an den Folgen eines zu häufigen Gebrauchs des Weins und anderer starken Getränke. Eine Sitte, die den meisten damaligen flämischen Malern eigen war. (s. ebendas. 401.)

Anton

Anton Raphael Mengs wurde von seiner Mutter auf einer Lustreise nach Böhmen, in dem kleinen Städtchen Außig, den 12ten März 1728 geboren. Sein Vater nannte ihn, aus Achtung für Anton von Correggio und für Raphael von Urbino, Anton Raphael, welcher Ruhmweissagenden Benennung auch sein großer Sohn, durch die Entwickelung seiner außerordentlichen Talente, in der Folge völlig entsprach. Er begleitete als ein dreizehnjähriger Knabe seinen Vater nach Rom, wo er fleißig das Nackende kopiren, nach Raphael zeichnen oder in den Zimmer des berühmten Malers Benefiale studiren mußte.

Ganz Rom bewunderte schon damals diesen stillen bescheidnen Jüngling und seine beiden geschickten Schwestern. Im J. 1744 kehrten sie wieder zurück nach Dresden, wo sie mit ihrem finstern mürrischen Vater eben so einsiedlerisch lebten, wie zuvor, bis endlich durch den berühmten Sänger Domenico Annibali, diese Künstlerfamilie und vorzüglich die Talente des jungen Mengs, der ihn sehr ähnlich gemahlt hatte, dem Könige bekannt wurden, der sie alle zu sich berufen und sich sogleich von dem jungen Künstler malen lies. Alle Kenner bewunderten dieses vortrefliche Pastellbild

und der grosmüthige König gab ihm sogleich, außer einer besondern Belohnung, eine jährliche Pension von 600 Thalern, und jeder seiner Schwestern, nachdem er ihre Miniaturgemälde gesehen hatte, verwilligte er auch 300 Thaler.

Seine übrigen Pastellmalereien kaufte der König und lies sie in das Pastellzimmer der Dresdner Gallerie bringen.

Von der Zeit an studirte Mengs fleißig auf der Gallerie, vorzüglich nach Correggio, dessen Bild er oft in trunkener Begeistrung küßte. Um sich noch mehr in seiner Kunst zu vervollkommnen, bat er um die Erlaubnis, nochmals nach Rom zu reisen, wohin er denn mit seinem Vater und seinen Schwestern im J. 1746 abgieng. In Parma studirte er die Werke des Correggio; in Venedig des Titian und in Rom des Raphaels. Um seinem König zu zeigen, daß er seines Schutzes werth und noch mehr als ein bloser Portrait- und Pastellmaler sei, wofür ihn seine heimlichen Neider damals ausgaben, entschloß er sich, eine heilige Familie in Raphaelscher Manier zu malen. Noch fehlte ihm ein Modell zur Madonna, das er in dem Vaterlande der Julien, Poppeen und Faustinen bald zu finden hofte. Sein guter Genius führte ihm

kurze

kurze Zeit darauf auf der Strase ein schönes, bescheidnes, armes Mädchen zu, in welchem er sein längst gewünschtes Modell und bald darauf auch seine liebenswürdige Gattin fand.

Aus Liebe zu diesem reizenden Mädchen, Margaretha Quazzi, nahm er die römischkatholische Religion an, weil es ihre Aeltern zur Bedingung, bei ihrer Einwilligung machten. Sein Vater und seine Schwestern folgten bald seinem Beispiele und er heirathete also ohne Hindernis im Jahr 1749 seine erwählte Gattin, die er immer aufs zärtlichste liebte. Bald darauf gieng er wieder nach Dresden, wo jedermann seine römischen Arbeiten und vorzüglich seine heilige Familie bewunderte.

Als durch seine grosmüthige Vertheidigung des unschuldig angeklagten Baumeisters Chiaveri der bisher unterlassene Bau der katholischen Kirche in Dresden mit neuem Eifer fortgesetzt und solche im Jahr 1751 eingeweiht wurde, so bekam er den rühmlichen Auftrag, das Blatt zum Hauptaltare und zwei kleinere auf beiden Seiten desselben zu malen. Die beiden kleinern, davon eins die Empfängnis Mariä, und das zweyte den Traum Josephs vorstellt, verfertigte er in wenigen Monaten.

In einem Alter von 23 Jahren wurde Mengs zum ersten Hofmaler ernannt, und seine Pension um 1000 Thaler erhöht. Bald darauf entwarf er die Skizze des großen Altarblattes, die Himmelfahrt des Erlösers, die er aber im Rom, gleichsam unter Raphaels Augen, ins Große malen zu dürfen, sich ausbat, welche Erlaubnis er auch erhielt.

Vor seiner Abreise malte er noch das Kniestück seines Freundes, des Sängers Annibali in Oel. Den letzten Abend vor seiner Abreise endigte er es erst, und weil es der König noch zu sehen verlangte, überbrachte er es ihm in Reisekleidern. Nachdem es der König einige Zeit aufmerksam beobachtet hatte, sagte er zu ihm: „Mein lieber Raphael, ich finde in diesem Gemälde ausserordentliche Vollkommenheiten, die ich noch in keinem eurer Gemälde bemerkt.“ —

„Sire, antwortete Mengs, dieses ist das Portrait meines Freundes, eine Art Menschen, welche die Könige nicht haben.“

Der König legte lächelnd die eine Hand auf seine Schulter, und da er ihm die andere zum küssen hinreichte, sagte er zu ihm: „Ihr habt wohl recht, ich wünsche euch eine glückliche Reise,

nur

nur vergeßt nicht den Freund in mein Bild zu bringen, wenn ihr in Rom seyn werdet.“

Anton Raphael verlies im September 1752. weinend sein Vaterland, und gieng mit seiner Frau, einem Kinde und seinen zwei Schwestern nach Italien. Kurz darauf ernannte ihn die Akademie von St. Luca zu ihrem Ehrenmitgliede; eine seltne Ehre für einen Jüngling von 24 Jahren. Hier kopirte er meisterhaft die Schule von Athen des großen Raphaels, für seinen Freund den Lord Percy, Herzog von Northumberland, der ihn königlich bezahlte. Pabst Benedikt XIV. dieser große Gönner der Gelehrten und Künstler beschenkte ihn mit dem Ritterkreuz.

Um diese Zeit kam Winkelmann nach Rom und suchte vorzüglich den Umgang desselben, dem er auch viel schöne Einsichten zu seiner Geschichte der Kunst zu verdanken hat, welches er oft in seinen Briefen rühmt. Beide bildeten sich gemeinschaftlich durch ihre wechselseitige Vertraulichkeit. Sie studirten mit gleichem Eifer in der Villa des Kardinals Albani, ihres gemeinschaftlichen Freundes und Gönners, die Muster antiker Schönheit. Als während des siebenjährigen Kriegs in Sachsen die Pensionen aufgehoben wurden, be-

kam Mengs so viele wichtige auswärtige Bestellungen, daß er diesen Abgang nicht merkte. Er legte sich damals mit allem Eifer auf die Freskomalerei.

Von der Tochter seines Monarchen, der Königinn beider Sizilien, bekam er um diese Zeit den Auftrag, ein Deckenstück für die Kapelle zu Caserta zu malen. Mengs überbrachte den ausgeführten Entwurf einige Tage vorher ehe sie mit ihrem Gemahl nach Spanien abreisete, um den dort ererbten Thron in Besitz zu nehmen. Der König ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Doch gieng er damals von Neapel wegen vielen dringenden Bestellungen nach Rom, und malte da den berühmten Plafond in der Villa Albani. Er bemühte sich in diesem Gemälde, welches den Parnassus mit dem Apollo und den Musen vorstellte, des Correggios Grazie und reizendes Kulorit nachzuahmen, ohne jedoch seinen schönen und sanften Kontaurs Schaden zu thun. In dem ganzen Gemälde findet man keine Verkürzungen die er für blose Licenzen ansah.

Bald nach der Ankunft des Königs in Spanien, berufte er ihn, mit einem jährlichen Gehalt von 10,000 Skudi an seinen Hof. Unter so gün-

stigen

stigen Aussichten reisete Mengs im August 1761 in Begleitung seiner geliebten Frau und Kinder nach Madrid. Hier malte er für den König die Decken seiner Zimmer. Zu so großer Zufriedenheit, daß er oft noch ausserordentliche Geschenke erhielt. Er endigte auch bald darauf das große Altarblatt für Dresden.

Durch das viele Stehen und die feuchten Ausdünstungen des Kalks, bei seinem anhaltenden Freskomalen, wurde er gefährlich krank und mit einer Wassersucht bedroht, daher ihm seine Aerzte die Veränderung der Luft anriethen. Er reißte 1769 aus Spanien ab und malte auf königlichen Befehl die grosherzogliche Familie in Florenz, von der er ausserordentlich liebreich aufgenommen wurde. Diese Reise durch Italien war für Mengs ein außerordentlicher Triumph. Alle Freunde der Künste huldigten diesem großen und bescheidnen Meister. Die Akademie von Florenz ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede und die Akademie von St. Luca zu Rom zu ihrem Oberhaupte. In Rom malte er verschiedene große Bilder unter andern das schöne Deckengemälde in dem Manuskriptsaale des Vatikans; ein Noli me tangere für die Universität Oxford, wofür er 1000 Guinen erhielt,

und besonders eine sehr schöne Geburt Christi, die ihm der König von Spanien aufgetragen hatte und welche alle Künstler träumend aus Rom wegbringen sahen.

Im Jahr 1773 reiste er nach Neapel, um den König und die Königinn für den spanischen Monarchen zu malen. Nach seiner Zurückkunft gieng er wieder auf einige Zeit an den florentinischen Hof, wo er, nach dem Aufenthalte von einigen Monaten den Befehl von Madrid erhielt, sobald nur möglich an den dortigen Hof zurück zu kommen, um seine zum Theil noch unvollendeten Gemälde zu endigen. Mengs schickte seine Familie nach Rom zurück und reiste über Turin nach Madrid. Er kam krank und traurig an. Der König, um den von seiner Familie getrennten zärtlichen Vater zu beruhigen, ertheilte jeder seiner Töchter eine jährliche Pension von 200 Thalern, und versprach auch überdies noch für seine Knaben zu sorgen, wovon einer nachher spanischer Ingenieurofficier wurde.

Aus Dankbarkeit sammelte nun der gerührte Künstler alle seine Kräfte, arbeitete drei Jahre ununterbrochen und opferte durch diese beständige Anstrengung seiner körperlichen und Seelenkräfte,

sich

sich gleichsam selbst auf. Da der König merkte, daß Mengs immer schwächer wurde, so bewilligte er ihm, um ihn gesund zu erhalten, aus eignem Antriebe, seine Rückreise nach Italien. Er bestätigte ihm den Titel seines ersten Malers, verwilligte ihm eine lebenslängliche Pension von 3000 Thlr. und ernannte ihn zum Direktor derjenigen spanischen Pensionairs, die auf königliche Kosten in Rom sich den Künsten widmeten.

Mengs nahm den Weg über Frankreich und kam den 11ten März 1777, obgleich sehr entstellt und bleich, in Rom an. Hier erwarteten ihm eine Menge Aufträge der größten Fürsten. Unter andern malte er eine vom Perseus befreite Andromache für einen englischen Kavalier, welche Gemälde ganz Rom bewunderte und das der Papst selbst in seinen Palast bringen lies, um es einige Zeit alle Tage recht aufmerksam betrachten zu können. Dieses schöne Bild wurde, bei der Ueberfahrt nach England, von einem französischen Kaper mit erobert, dem es der Seeminister, von Sartine, abkaufte.

Als man in eben dem Jahre in dem Landhause Negroni, einen unterirdischen Palast aufgrub und an den Wänden viele alte Gemälde entdeckte, so

eilte Mengs sogleich hin, sie abzuzeichnen, ehe sie noch durch das Eindringen der frischen obern Luft zu sehr verderbt werden möchten. Denn seit seinem Aufenthalt in Neapel war er überzeugt worden, daß die griechischen Künstler nicht bloß große Bildhauer, sondern auch große Maler gewesen. An einer kleinen Venus von seltner Bildhauerarbeit, die man dort ausgrub, fehlte der Fuß, den er so glücklich ergänzte, daß Kenner nicht wußten, ob sie mehr den antiken oder den modernen vorziehen sollten.

Ohngeachtet seiner schwächlichen Gesundheit entwarf er noch die Skizze zu einem Gemälde, wo Christus, in Gegenwart der Apostel, die Pflege seiner Schaafe dem heil. Petrus übergiebt. Ein trauriger Zufall in seiner Familie verminderte seine körperlichen Kräfte noch mehr. Seine geliebte Gattinn wurde ihm den 3ten April 1778 durch ein hitziges Fieber geraubt, nach deren Todte nie wieder Freude und Zufriedenheit in sein Herz zurückkehrte. Er trennte sich nicht eher von dem geliebten Körper, bis der Grabstein ihn seinen Augen entzog. Sein Schmerz war innig und unheilbar, weil er ihn zu unterdrücken suchte und nicht konnte, aber eben deswegen war er auch sei-

ner Gesundheit sehr nachtheilig. Er wurde immer kränker und seine Melancholie nahm noch mehr überhand, als der Todt ihm auch zwei geliebte Töchter entriß.

In diesem Zustande erhielt er einen Auftrag von dem König von Spanien, eine Verkündigung Mariä für die königliche Kapelle in Aranjuez zu malen. Diesem Geschäfte widmete er nun seine letzten Kräfte; denn wenn er nur etwas ausser dem Bette dauern konnte, so lies er das Gemälde in sein Zimmer bringen und arbeitete daran. Er wollte gleichsam mit dem Pinsel in der Hand in dem Dienste seines Königs sterben. Noch fehlte wenig an der Vollendung dieses Meisterstücks, als er den 29sten Juni 1779 in einem Alter von 51 Jahren und einem Monat, mit aller Gegenwart seines immer so thätigen Geistes verschied. Er wurde unter vielen Thränen von seinen zahlreichen Schülern und Freunden zu seiner Ruhestätte begleitet und an die Seite seiner geliebten Gattinn, wie er wünschte, begraben.

Ausser seinen ausserordentlichen Künstlertalenten, hatte er noch das edelste, theilnehmendste und menschlichste Herz. Er besaß eine ausgebreitete Litteratur seiner Kunst und laß gern die alten grie-

chischen Geschichtschreiber und besonders den Pausanias. Seine Schriften enthalten die Resultate der reifsten Beurtheilung und der tiefsten Bekanntschaft mit seiner Kunst. (s. Dasdorfs Beschreib. v. Dresden 621.)

Der Professor an der Dresdner Malerakademie, Joh. Eleaz. Schönau, (geb. 1741. bei Zittau) erhielt den Beruf zu seiner Kunst weder von Aeltern noch Freunden, sondern von der Natur selbst, welche ihm jene unwiderstehliche Neigung einflößete, durch deren Hülfe er, von seinem glücklichen Talent unterstützt, alle Hindernisse glücklich bekämpfte, die ihn auf seiner ruhmvollen Laufbahn aufhalten wollten. Voll dieser Neigung zu den bildenden Künsten, die er zu Hause nicht befriedigen konnte, entlief er seinem Vater und kam nach Dresden; weil ihn hier aber ohne Lehrgeld niemand annehmen wollte, mußte er weinend wieder zurückkehren.

Allein sein reger Trieb zur Malerei lies weder ihm noch auch seinem Vater zu Hause lange Ruhe, der endlich über das Schicksal seines Sohns besorgt zu werden anfieng. Er hatte den ernstlichsten Wunsch, daß sein Sohn den Pinsel mit der

Feder vertauschen möchte, weil er letztere für ein weit sichereres Einkommen hielt, als den ersten, zu welchem er durchaus kein Zutrauen fassen wollte. Er that ihn daher zu einem Dokter der Rechte nach Dresden, wo er fleißig schreiben sollte. Freilich wurde nun da fleißig geschrieben, aber noch fleißiger des Nachts gezeichnet. Durch die Vermittelung eines Malers, Beßler, bekam er einige Originale, die er so glücklich kopirte, daß er dem Herrn von Sylvestre, damaligen Direktor der Malerei bekannt wurde, der ihm denn endlich den Zutritt zu der Akademie und zu den Kunstgallerien verschaffte, wo er in kurzer Zeit solche Fortschritte machte, daß ihn dieser berühmte Künstler immer mehr lieb gewann, und ihn zu Anfange des siebenjährigen Krieges mit nach Paris nahm. Und so bildete er sich und sein Glück nach und nach immer mehr. (s. Dasdorfs Beschreib. von Dresden 647.)

Ismael Mengs, des berühmten Anton Raphael Mengs, einer der größten Sonderlinge, die je lebten, hatte den Vorsatz gefaßt, einen Sohn zu zeugen, in welchem sich die Talente des Raphael und des Korreggio vereinigen sollten. Er hielt aber seine Absichten äusserst geheim — keinem

nem Freunde wollte er wissen lassen, daß er eine Verbindung eingegangen und Vater sei, am wenigsten verrieth er seine eigentlichen Absichten bei der sonderbaren und mit äusserster Strenge geführten Erziehung seiner Kinder. Er hielt sogar die verschiedenen Orte ihrer Geburt, besonders des Raphael verborgen.

Raphaels erstes sonderbares Schicksal war dies, daß ihm seine Mutter unter ihrem Herzen an den Ort seiner Geburt trug, und in wenig Wochen in Windeln wieder in seine Vaterstadt zurückbrachte; denn Ismael zeugte ihn in Dresden mit einer Person geringen Standes, der er, bevor er sich mit ihr verband, sein Hauswesen verwalten ließ und gieng zur Zeit ihrer nahen Entbindung mit ihr anderthalb Meile über die sächsische Grenze, in den nächsten böhmischen Ort, Außig, von da er, bald nach erfolgter Ankunft des erwünschten Erben, ohne daß je eines von der Familie den glücklichen Ort wieder betreten hat, in die Residenz zurückkehrte.

Der junge Mengs war ein seltnes Beispiel erzwungener Fähigkeitserweckung und man kann ihn ein Wunder nennen; da er, bei völliger Abneigung für seine Kunst, doch in ihr zu einem so hohen

Grade wuchs. Von seinen zartesten Jahren an, sorgte der Vater, daß der Sohn seiner Bestimmung nicht entweichen konnte. Als er seinem Freund Böttcher, dem berühmten Kunsthändler in Leipzig, bei dem er abzutreten pflegte, einem von den ausgezeichneten Freunden, für die er die wenigsten Geheimnisse hatte, die frölìche Neuigkeit von der Geburt seines Sohnes vertraute, setzte er hinzu, daß er Maler werden solle, und darum habe er ihm auch die Namen Anton und Raphael gegeben; denn er müsse wie Raphael d'Urbino zeichnen und wie Anton Korreggio koloriren lernen. Den Einwurf gegen die Ungewißheit des Schicksals beantwortete er blos mit dem Ausspruche: „Er soll und muß!" —

Da Ismael seinem Sohne von nichts andern, als allein von dem, was ihm zu Erlernung seiner Kunst dienen konnte, Begriffe beibrachte, und ihm von jeder Wohlthat, die ihm eine andere Wissenschaft darbot, selbst von den wichtigsten und nothwendigsten Dingen falsche oder widrige Ideen gab, und sich seines Gehorsams so genau versicherte, daß er sich der väterlichen Wachsamkeit nicht einen Augenblick zu entziehen vermochte, mußte er sich seiner Bestimmung ganz überlassen.

Jede

Jede Erlaubnis zu Befriedigung seiner Leidenschaften erkaufte er sich durch die Zurückkehr zum anhaltenden Fleiße, und er belohnte den Vater durch die Anwendung aller aus dem genossenen Vergnügen gezogenen Lehren, auf den Fortgang in der Kunst.

Die Versicherung des Königs Augusts III. ihm, beim stärkern Fortschreiten auf seiner Laufbahn, einen ansehnlichen Gehalt zu geben und nach Italien zu senden, war ihm die stärkste Aufmunterung zur ernstlichen Fleisanwendung.

Als Raphael zum drittenmale nach Rom kam, hatte er noch keinen Ruf vor sich. Noch wußte er nichts von reichlicher Belohnung seiner Arbeit. Die Reise hatte seine Kasse, für deren Anwuchs er ohnedem immer unbekümmert zu seyn pflegte, so erschöpft, daß ihr ganzer Bestand nur etliche 60 Skudi war. Er ersuchte verschiedene Kunstbeförderer, unter andern den Kardinal Archinto, um Beschäftigung. Dieser verlangte von ihm Christum in der Wüsten, zum Gefährten eines heiligen Johannes in der Wüsten, eines Staffeleigemäldes von Raphael d'Urbino.

Nicht sonder Furcht schritt er, nachdem er so manche Bedenklichkeit geäussert hatte, zum

Wer-

Werke, führte es aber auf einem veralteten Tuche, das dem, auf welchem der raphaelsche Johannes gemalt war, völlig glich, so glücklich aus, daß beide Gemälde von einem Geiste eingegeben und von einer Hand dargestellt zu seyn schienen. Er forderte uur 60 Skudi dafür, aber der Kardinal ließ ihm 60 Zechinen zahlen. „Nun, sagte Mengs, haben Ew. Eminenz mein Glück in Händen, ich erwarte es von dem Gebrauche, den Sie von meinem gelungenen Werke machen werden.“

Archinto legte es bald, als einen der Verborgenheit entrissenen Schatz, allen Künstlern und Kennern vor. Battoni war der erste, der es für Raphaels Arbeit annahm, und die größte Verwunderung darüber äusserte, daß ein so vortrefliches Gemälde bisher anbekannt und so sorgfältig versteckt geblieben sey, daß es das Ansehen behalten, als ob man es eben von der Staffelei genommen habe. Alle folgende Beurtheiler traten dem Ausspruche des ersten bei, und wenn auch bei einem oder dem andern einige Zweifel aufwallten, ob es mit aller Sicherheit für uns von Raphaels selbst vollendeten Werken gehalten werden könne? so vereinigten sich doch die getrennten Meinungen wieder

wieder darinn, daß es aus seiner Schule und von ihm selbst, nicht nur hie und da berichtigt sey, sondern seine völlige Retouchirung verrathe, und jeder wünschte dem Besitzer, zur Wiedervereinigung des getrennten Paares, Glück.

Die neue Beute des Kardinals war das Gespräch aller Gesellschaften, besonders erwärmte es den Zirkel der Künstler und Kunstliebhaber, den Mengs auf einem Koffeehause formiren half, und die einstimmige Frage bei seinem nächsten sehnlich erwarteten Eintritt war, „ob er des Kardinals Christus in der Wüsten gesehen habe?“ — Nachdem er Ja gesagt, und die zwote Frage: „Was er davon meine?“ abgewartet hatte, erregte er ein allgemeines Erstaunen, durch den kaltblütigen Ausdruck seiner vorgeblichen Verwunderung über die Schwäche ihrer Einsicht, welche, wie er sagte, Männern von ihren Talenten nicht zu verzeihen sei. Er wisse, sagte er, was sie davon gesprochen und aus einem so unbedeutenden Werke gemacht hätten. „Unbedentend?“ schrie man dagegen — für was er es halte? — “ „Ich, fuhr er fort, halte es für die Arbeit eines Anfängers, der nach Raphael studirt und hier eine Probe seiner vielversprechenden Fähigkeiten gegeben hat.

Bit=

Bitter waren die Vorwürfe, die sie ihm seiner Verwegenheit halber machten, aber bitterer das Hohngelächter, welches seiner Erklärung folgte: daß er selbst Autor des hochgepriesenen Werks sei — und nichts beruhigte die wider ihn aufgebrachten Gemüther, als der demüthigende Beweis, den er aus der Tasche zog und mit Vorlegung seiner ersten Pontimente dieses Gemäldes gab.

Man bezahlte jenes Gemälde nach Archintos Tode mit 80 Dublonen, und der Käufer überließ es noch mit Vortheil einem Engländer der es mit sich in sein Vaterland nahm.

Mengs verließ die Welt völlig unbemittelt, mit dem ungetäuschten Vertrauen, daß der König von Spanien, der ihn im Leben so reichlich belohnte, auch nach seinem Tode Versorger seiner Familie seyn würde. Von der Leidenschaft, Schätze zu sammeln, empfand er nie die mindeste Spur. Statt dessen liebte er Pracht und Schmaus, und maß seinen Reichthum nach der Summe frölicher Abendstunden, die er öfters genoß, ohne um den Aufwand, den ihm die Menge der dazu eingeladenen und uneingeladenen Gäste veranlaßte, bekümmert zu seyn.

Die öftere Veränderung seines großen Hauswesens, mit dem er sich aus einem Land ins andere versetzte, seine Reisen nach Sachsen, nach Spanien und von da wieder zurück nach Italien, kosteten ihm sehr viel, da er sie immer in Begleitung seiner Familie that. Er wandte sehr viel auf Werke der Kunst, besonders auf die Anschaffung fast aller der größten und berühmtesten Antiken. Er scheute keine Kosten sie in Formen oder Abgüssen zu erhalten und zu transportiren. Er bediente sich dazu eines eignen geschickten Formers, den er selbst abgerichtet hatte, reichlich besoldete und auf seinen Reisen mit sich nahm.

Ein unbedeutendes und dennoch merkwürdiges Werk seiner Hand befindet sich auf dem Rittergute Wölkau in Sachsen und es ist zugleich ein Andenken der Strenge seines Vaters. Dieser kam dahin zum Grafen Vizthum, in dessen Hause er Unterricht im Zeichnen gab, und brachte seinen Sohn auch mit, als man ihn um Anweisung zu Verbesserung einer Lambrie bat, welche die Mäurer unter den Händen hatten. Weil Raphael wenige Stunden vorher ihn, einer mislungenen Zeichnung wegen erzürnt und bis zu Schlägen gereizt hatte, sagte er mit drohender Stimme zu ihm:

„Wenn

„Wenn du es heute nicht besser machst, so sollst du morgen die Lambrie mit anstreichen helfen" und er mußte es auch wirklich thun, weil ihm die neue Aufgabe so sehr als die vorige verunglückte. (Deuts. Museum 1782. B. II. S. 106—125.)

Der Vater des großen Mengs war ein äuserst harter Mann gegen seine Kinder und sprach alles mit ihnen in dem rauhsten Tone. Auch mit seinen Kollegen, den übrigen Hofmalern, konnte er sich nicht vertragen. Als er einst, wie gewöhnlich in unverträglicher, mürrischer Stimmung war, brach er in die Drohung aus: Er wolle mit seinen Kindern nach Rom gehen, und dort solche Maler aus ihnen bilden, die ihnen einst noch Gesetze in der Kunstübung geben sollten. Er selbst war eigentlich ein sehr guter Migniaturmaler.

Raphael Mengs war sehr heiter und ausserordentlich munter bei allen Gesellschaften. Sein Umgang war sehr freundlich, besonders mit seinen Schülern, welche er immer mit völligem Spas zu korrigiren pflegte. Als einst die Rede auf diesen Punkt kam und man ihm beibrachte, seine Art zu korrigiren habe die Franzosen beleidigt,

antwortete er: er habe es für unanständig gehalten, da viele seiner Schüler älter wären als er, sie in einem gesetzten Meisterton zu belehren. Er habe also keine anständigere Art zu wählen gewußt, als mit ihnen in einem freundschaftlichen und vertraulichen Tone zu sprechen, um ihnen die Fehler in ihren Arbeiten zu zeigen und sie in der Kunst zu unterrichten.

Sein Ehrgeiz ward nur alsdann rege, wenn es um die Kunst zu thun war. Er konnte es nicht leiden, wenn sein Schwager, ein kaiserlicher Hofmaler, nach seiner Wiener Art ihn zu viel mit Gnaden belästigte.

Eines Tages war ein sogenannter Monsignore bei ihm, welcher seine Arbeit besah, die in einem Stücke bestand, welches die heilige Familie darstellte und zur Probe von ihm gefertigt war, um August II. seinen Fortgang in der Kunst zu zeigen. Der Monsignor verglich, ihm zum Lobe, seine Arbeit mit des berühmten Maratti Gemälden. Mengs antwortete aber mit Wärme; daß es *ihm* nie eingefallen sei, dem Karl Maratti nachzueifern. Er danke ihm indeß für seine gute Meinung.

Seine

Seine Vermählung war sonderbar: da er die Kapelle Sistina besuchte, um die Werke des Michael Angelo da zu studiren, hatte der dortige Stubenkehrer, welcher ihm die Thüre zu öffnen pflegte, ein schönes Bäschen. Eines Tages, als dieser den jungen Mengs, wie gewöhnlich, aufgeräumt fand, fieng er mit ihm von dem schönen Geschlecht an zu reden und sagte ihm, daß er eine sehr schöne Base habe, die er ihm zeigen wolle, wenn er Lust habe, sie zu sehen. Mengs säumte nicht mit seinem Ja. Der Stubenkehrer brachte sie und das Mädchen gefiel. Gelegenheit, oft um das Mädchen zu seyn, fand sich bald. Er war ein Maler, und also mußte er ein Modell haben. Das Mädchen sollte ihm nun zu einem Modell für Hand und Fuß dienen, welche er zu der heiligen Familie nöthig hatte. Sie diente ihm dazu und es scheint, sie habe so gut gefallen, daß er sie sich zu einem beständigen Modell wünschte. Er hielt also bei seinem Vater um die Erlaubnis an, sich mit dem Mädchen trauen lassen zu dürfen. Dieser wollte nicht und suchte ihn auf alle Art davon abzuziehen, ja er bot ihm sogar Geld an, um es zu dem angenehmsten Umgange mit ihr zu verwenden, das Heirathen verbot er ihm

 aufs

aufs schärfste. Der Sohn wandte sich aber an die römische Inquisition und man traute ihm nun ohne Umstände. Seinem Schwiegervater gab er nun monatlich 30 Skudi, damit er nicht mehr kehren dürfe.

Als er des Pabst Rezzonico Portrait zu malen bekam, ließ er Sr. Heiligkeit sagen: Er habe gehört, daß sein Vorgänger Souplevos Benedikt XIV. auf den Knieen gemalt habe, allein in dieser Positur sei er nicht gewohnt zu arbeiten, man möchte ihm erlauben zu sitzen, wenn man etwas von ihm haben wolle. — Es wurde ihm erlaubt, — da er aber unter der Arbeit zu laut im Singen und Pfeifen war, welches er sich einmal angewöhnt hatte, so wurde er oft von dem Monsignor ermahnt, sich doch in der Nähe Sr. Heiligkeit still zu halten. Er hielt sich etwas stiller, aber bald fieng er seine vorige Lust wieder an; als er aufs neue erinnnert wurde, gab er zur Antwort, daß er bei seinem Könige eben die Person vorstelle, die er beim Pabste vorstelle, er könne sich ja leicht einbilden, daß er, wenn er sich nicht vergäße, sein lautes Wesen schon von selbst unterlassen würde. — Und nun ließ man mit Vermahnungen nach. —

Dem

Dem Pabst gefiel das Portrait, vielleicht eben der lustigen Hartnäckigkeit des Künstlers wegen nicht sonderlich. Mengs antwortete: den Künstlern sei es etwas gewöhnliches zu hören, daß z. B. eine Arbeit dem A. sehr und dem B. gar nicht gefiele. —

Bei der Wiederholung des Portraits ließ er Se. Heiligkeit fragen: ob Sie schon den Preis wüßten? Jeder Engländer zahle ihm 100 Zechinen, das sei sein gewöhnlicher Preis. — Er wurde verwilligt, und das zweite Portrait von ihm gefertigt. (s. Journ: von und für Deutschl. 1784. St. 7. S. 4.)

———

Karl der Fünfte, fragte einmal den Michael Angelo, was er von dem teutschen Maler Albrecht Dürer halte? — — „Wenn ich nicht Michael Angelo wäre, so wollte ich lieber Albrecht Dürer, als Karl der Fünfte seyn," war die Antwort. (Hannöv. Magaz. 1778.)

———

Willmann, wurde gemeiniglich nur der schlesische Raphael genannt. Der Kurfürst von Mainz, der viel von den Talenten dieses Künstlers gehört hatte, schrieb an den Prälaten zu Leubus, er

möchte ihm doch etwas von Willmanns Pinsel schicken, weil er entschlossen sei, ihn zu sich kommen zu lassen, oder ihm einige Arbeiten aufzutragen. Willmann sas eben an der Tafel des Prälaten, als dieser ihm die Nachricht mittheilte. Sogleich nahm er ein Blatt Papier, zeichnete mit Kohle ein Kruzifix darauf, gabs dem Prälaten und sagte: „Schicken Sie dies dem Kurfürsten, und wenn er daraus nicht sieht, wer ich bin! — so werde ich nie etwas für ihn malen.“ (Nikolai Beschr. von Berlin.)

Dem berühmten Battoni wollte ein Liebhaber der Kunst etwas Schmeichelhaftes sagen und äusserte, daß seine Gemälde in Absicht auf Annehmlichkeit und Schönheit eines Guido Reni würdig gewesen wären. Battoni aber nahm dies für ein sehr schlechtes Kompliment auf, und sagte verachtend: Che Guido! — (Levesque Gemälde von Rom.)

Wenn man Battoni wegen seines sich immer gleich bleibenden Pinsels eine Schmeichelei sagte, so antwortete er mit einer gutmüthigen Selbstgefälligkeit: „Che volete fare.“ (seine gewöhnliche

liche Redensart.) da seht ihr, was Battoni schon vor 40 Jahren konnte und wie er seinen einmal geprüft angenommenen Grundsätzen treu geblieben ist, das ist der Karakter großer Männer.

Der Domherr Meyer bewunderte einst auf einem eben fertig gewordenen Gemälde, (das Verlöbnis der heil. Katharina) in der Figur des Christuskindes die Wahrheit des Ausdrucks, die kindische Unbefangenheit und die Schönheit der Färbung des Nackenden und beschloß damit, „es scheint zu leben.“ — „Es scheint“ sagte Battoni, che volete fare (was wollt ihr sagen) wenn ich dieses Kind da nicht selbst gemalt hätte, warlich, ich würde es für ein lebendiges halten.“

Seiner vielen und reichlich bezahlten Arbeiten ungeachtet, lebte er mit seiner liebenswürdigen Familie, wovon seine schöne Tochter, die trefliche Sängerin, bald nachher starb, sehr eingeschränkt und fast dürftig. Bis zur Verschwendung wohlthätig gegen die Armen, Kirchen und Klöster, starb er, ohne von seinem erworbenen großen Vermögen etwas Bedeutendes zu hinterlassen. Sein erster Weg mit dem Anbruch eines jeden Tages

gieng in die Messe und von da nach dem Markt, wo er, nach alter Sitte, selbst für seinen Haushalt einkaufte, und sich dann seinen Kauf nachtragen ließ. Sein Kopf ähnelte auffallend dem Portrait des großen Hallers. (s. Meyers Darstellungen aus Italien, S. 131.)

Senesino und Farinelli, ein Paar neapolitanische Sänger, waren beide an verschiednen Theatern in London angestellt. Beide sangen allemal an einem und dem nämlichen Tage und hatten nicht die Gelegenheit einander zu hören. Dem ohngeachtet befanden sie sich durch eine von jenen unerwarteten aber sich öfters ereignenden Veränderungen der Bühne einstmals beisammen. Senesino hatte die Rolle eines wüthenden Tirannen und Farinelli die eines unglücklichen Helden im Gefängnis, aber schon bei seiner ersten Arie rührte er das verhärtete Herz des wilden Tirannen so, daß Senesino des mit seiner Rolle verbundenen Karakters vergas, in Farinellis Arme lief und ihn herzlich an seine Brust drückt. (s. Ausz. aus Neapel und Sizilien, II. 88.)

Mi-

Michael Angelo, hatte eine so ausserordentliche Leidenschaft für die schönen Denkmäler des Alterthums, die in dem Belvedere zu Rom sind, daß er sie täglich besuchte. Als er so alt wurde, daß er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich hinführen. Da er endlich ganz blind ward, unterbrach er seine täglichen Besuche deshalb nicht, sondern stand ganze Stunden und befühlte die Antiken, die er nicht mehr sehen konnte, auch umarmte er sie immer zärtlich und weinte dabei, wenn er sie verließ.

Hannibal Caracci, kam mit seinem Vater einst des Abends von einem Spaziergange zurück und ward unterwegs von Straßenräubern angefallen und beraubt. Caracci reichte deshalb eine Klage bei dem Magistrat ein, und zeichnete die Räuber so richtig ab, daß sie sogleich erkannt und eingezogen wurden.

Ein gewisser vornehmer Herr, der viel Geschmack am Mahlen fand, und viele Geschicklichkeit darin hatte, zeigte einst ein Gemälde von seiner Arbeit dem berühmten Paussin. „Gnädiger Herr, sagte dieser, Ihnen fehlt, um ganz in

der

der Kunst groß zu werden, nichts als ein wenig Dürftigkeit."

Zwei Brüder, davon der eine ein Dichter, der andere ein Tonkünstler war, priesen ihre Talente. Despreaux, der ihrer Reden überdrüßig war, fragte, welcher von Ihnen Verse mache? Der Tonkünstler antwortete: „Mein Bruder macht sie und ich singe sie." Und ich, sagte Despreaux, pfeife sie aus. —

Als Caravagio einst eine angesehene Person beleidigt hatte, welche ihm nicht alle die Achtung erzeigen wollte, die er glaubte fordern zu können, mußte er Rom verlassen und zu Fuße fort gehen. Die gewöhnliche Art, wie er seine Wanderungen machte, wobei er weder Geld noch den Beistand eines Freundes hatte. So lange seine Kräfte es vermochten, war er so herumgegangen. Endlich, durch Hunger und Mühseligkeit entkräftet, sprach er bei einem elenden Wirthshause, das am Wege lag, ein. Der Wirth erkannte gleich beim Anblick seines Gastes, die schlechten Umstände desselben und versagte ihm die Mahlzeit, wenn er nicht vorher bezahlen würde.

Caravagio, der ganz ohne Geld war, nahm das Schild des Gasthofes herab und malte es vom neuen, um sich eine Mahlzeit zu verschaffen. Erquickt setzte er seinen Stab nun weiter und verließ den Wirth, der nicht ganz vergnügt war, mit dieser Art von Bezahlung. Bald nachher kam eine, obgleich nicht vornehme Gesellschaft in den Gasthof, wunderte sich über die Schönheit des neuen Schildes, nahm es zu sich und gab dem Wirthe ein reichliches Kaufgeld, welcher über diese Milde nicht wenig erstaunte. Er beschloß nun, sich von demselben Maler soviel Schilder, als nur möglich, verfertigen zu lassen, als er fand, daß sie sich so vortheilhaft verkaufen liessen, und zog in dieser Absicht dem Caravagio nach, um ihn zurückzuholen. Es war schon gegen die Nacht, ehe er an die Stelle kam, wo der unglückliche Caravagio durch Mühseligkeit, Gram und Verzweiflung zu Boden gedrückt, an der Landstraße lag.

In Favards Parodie der Oper Theseus auf dem italienischen Theater zu Paris spielte eine Dem. Villier die Rolle der Medea, und vergas, während sie hinter den Kulissen den Zärtlichkeiten eines alten Finanziers Gehör gab, den Augenblick,

wo

wo sie hinauskommen mußte. Eben fiel ihr sechzigjähriger Adonis ihr zu Füssen, und küßte ihr mit Inbrunst die Hand, als sie ihr Stichwort hörte. Hastig springt sie auf, macht sich von ihm los, aber zum Unglück bleibt seine Perucke in den Poiletten ihres gestickten Rocks hängen. Mit diesen stolzen Trophäen, die majestätisch vor ihr her schwebten, rauscht sie hinaus aufs Theater und beginnt ihre Rolle, während der arme Liebhaber noch bestürzt in den Koulissen kniet und nicht weiß, wie ihm geschehen ist. Das Parterre empfängt sie, so wie sie auftritt, mit einem allgemeinen Applaudiren, das beinahe konvulsivisch wird, da hinter einer Kouliße ein kahler Kopf hervorguckt, der seinen Lockenraub zurückfordert. Dem. Villier, schon stolz auf den ausserordentlichen Beifall, mit dem sie vom Publiko aufgenommen zu seyn glaubt, dankte ihm mit vielen Verbeugungen voll Würde und Anstand, wird aber mitten unter denselben die unglückliche Peruke gewahr. Jede andere würde über so etwas alle Fassung verloren haben, aber sie — als eine, weit über Zufälle des Glücks erhabene Prinzeßin, machte ganz gelassen die Peruke los, gab sie zurück und spielte kaltblütig ihre Rolle weiter. Diese Gegenwart des Geistes gefiel

fiel dem Publiko ausserordentlich, und bewirkte ihr den glänzendsten Succeß. (Teutscher Merkur, 1784.)

La Maupin, Sängerin in der französischen Oper, bei dem berühmten Lulli, hatte zugleich Manns= und Weibskaraktere. Sie liebte und focht, wie ein Mann; widerstand und fiel, wie ein Weib. Sie heirathete einen jungen Menschen, gieng mit einem Fechtmeister davon, lernte von ihm das Fechten und wurde ein geschickter Fechter. Dann verführte sie eine junge Person ihres eignen Geschlechts, legte Feuer an das Kloster, in welches des Mädchens Freunde dasselbe gesperrt hatten, entführte das Mädchen im Triumph, wurde deswegen zum Tode verurtheilt, fand aber Gelegenheit zu entkommen, und ließ das junge Frauenzimmer seinen Freunden zurück. Sie gieng nach Paris, ward Opernsängerin — gab Stockprügel jedem, der sie beleidigte — erlegte drei im Duell, und nachdem sie noch verschiedene andere Abentheuer gehabt, verließ sie ihren bisherigen Stand, ward eine Andächtige, vereinigte sich wieder mit ihrem Ehemann, führte mit ihm, ihre letzten Lebensjahre ein frommes und stilles Leben

und

und starb 1707. in einem Alter von 34 Jahren. (Hannöv. Magaz. 1790.)

Der Abbé Galiani, ein berühmter italienischer Dichter im jezigen Jahrhundert, blieb bis um ein Uhr Vormittags im Bette liegen, um zu meditiren und zwar ohne Hemde und mit dem Kopfe unter der Decke. Die Thüre seiner Schlafkammer stand beständig offen und wenn sich seine Freunde sachte dem Bette näherten, hörten sie ihn unter der Decke Worte murmeln, oder Verse aus den alten Dichtern hersagen, die er an einen gewissen Gegenstand anwendete. Da ihm die Nachricht der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien und ihre Einschiffung nach Italien hinterbracht wurde, steckte er gleich den Kopf unter die Decke und schrie in dem Ton einer Sibille:

Gens inimica, mihi Tyrrhenum navigat aequor!

Wenn sich der Fall ereignete, daß ihn seine Freunde des Morgens besuchten, so warf er sich in einen Pelz, pour avoir wie er sagte, poil contre poil und blieb mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen auf dem Bette sitzen, pour tenir lit de justice. Bei Tage beendigte er die schweren Ver-

rich-

richtungen seiner Aemter, den Abend widmete er dem Theater und glänzenden Gesellschaften und den Ueberrest der Nacht brachte er oft ganz am Schreibepult zu. (Teutsch. Merkur 1789. B. II.)

Der junge Herzog von Mantua, ein Freund und Wohlthäter des berühmten italienischen Dichters Tasso, trat einst unvermuthet in das Zimmer desselben; ihn begleiteten drei Mädchen von seltener Schönheit, welche ihn den Tag über mit Spiel und Gesang belustigt hatten. Den Genus dieses Vergnügens wollte er nun auch dem Dichter mittheilen. Beifall lächelnd hörte dieser Gesang und Musik an, als plötzlich der Herzog aufstand und ihn mit einem Anerbieten zu überraschen glaubte. „Zwo nehme ich mit mir, sagte er zu ihm, die eine aber laß ich Euch zur Gefährtinn der Nacht und Ihr sollt sie wählen.“ — „Schwer kam die Wahl einst dem Paris zu stehen, antwortete Tasso, und darum laßt mir sie alle drei.“ Der Prinz nahm ihn beim Wort, entfernte sich und die Mädchen blieben. Ein äusserst ernsthaftes Gespräch war von nun an der Gegenstand, womit er die Schönheiten unterhielt; dies dauerte einige Minuten, dann folgten kleine Geschenke,

und endlich die unbefangene Entlassung der drei Grazien. (Ausz. aus de Non Reisen durch Sizilien und Neapel II. 46.)

Der Cavaliere Marino, (geb. zu Neapel 1569.) saß einst so in dichterischer Begeisterung, daß ihm eine Kohle eine tiefe Wunde ins Bein brannte, ohne daß der Schmerz ihn aus seinem Nachdenken zu erwecken vermögend war.

Einst meldete sich ein Fremder bei Voltaire. „Sage, ich sey nicht zu Hause,“ befahl er dem Bedienten. „Aber ich höre ihn ja sprechen,“ sagte der Fremde. — „Sage, ich sei krank.“ — „Gut, so will ich ihm den Puls greifen, ich bin vom Handwerk.“ — „Sage, ich sei tod und eben gestorben.“ — „Je nun, so will ich ihn zu Grabe bringen helfen: er ist nicht der erste, ich bin ein Mediziner.“ — — „Seht mir da einen verzweifelt eignen Menschen, laß ihn herein kommen.“ — Sie sehen mich wohl für ein fremdes Thier an, sagte Voltaire, aber wissen Sie hiermit, es kostet 12 Sols, wenn man mich sehen will.“ „Hier sind 24, erwiederte der Fremde, denn ich komme morgen

wieder

wieder, Sie noch einmal zu sehen." — Nun lachte Voltaire herzlich, ward lustig und überhäufte den Fremden mit Höflichkeitsbezeugungen. (Goth. gelehrte Zeit. 1793. St. 2.)

Baisy, Verfasser verschiedener Theaterstücke, die mit Beifall aufgenommen wurden, hatte das Schicksal aller, welche sich den Musenkünsten ausschliessend ergeben. Er arbeitete und arbeitete unermüdet — dafür hatte er Ruhm, aber kein Brod. — Er schmachtete mit Frau und Kind in der drückendsten Armuth.

Aber so niederschlagend auch seine Lage war, verlor er doch nichts von jenem Stolz, der dem großen und kleinen Genie eigen ist; er konnte nicht wimmern und sich zu den Füssen eines Mäcens winden. Er hatte Freunde, die ihn wohl unterstützt hätten, aber sie erfuhren seine wahre Lage nie, oder hatten nicht freundschaftlichen Ungestüm genug, ihm Hülfe aufzudringen.

Baisy erlag dem Elend und der Verzweiflung. Der nächste Weg, sich auf einmal allen Drangsalen zu entreissen, war ihm der Tod. Er malte sich ihn als Freund, als Befreier und Erretter und gewann ihn lieb. Seine zärtliche Gattin, die

des Lebens eben so müde war, hörte theilnehmend zu, wenn er von Befreiung aus diesen Ketten und von lachenden Aussichten in die Zukunft mit allem dichterischen Feuer schwärmte, und beschloß endlich, seine Gefährtin im Tode zu werden. Aber unmöglich konnte sie ihren fünfjährigen geliebten Sohn in der Welt des Elends und Jammers zurücklassen; er sollte die Reise in eine andere mit ihnen und an ihrer Hand thun. Sie waren nun fest entschlossen zu sterben. Aber welche Todesart sollten sie wählen? Sie griffen zur schrecklichsten, zum Verhungern, und so erwarteten sie in ihrem einsamen verlaßnem Zimmer ihren lieben Befreier, den Tod, in seiner fürchterlichsten Gestalt. Ihr Entschluß, ihre Standhaftigkeit waren unerschütterlich. —

Sie verschlossen ihr Zimmer und fiengen an zu fasten. Wenn jemand kam und pochte, flohen sie zitternd in die Kammer, und waren immer in Besorgnis, daß ihr Vorhaben entdeckt werden möchte. Ihr kleiner Sohn, der noch nicht gelernt hatte, seine Eßkunst mit erkünstelten Gründen zu stillen, erinnerte zuweilen, und verlangte weinend nach Brod, aber sie fanden immer Mittel ihn zu beruhigen.

Einem von Baisy's Freunden kam es sonderbar vor, daß er ihn nie zu Hause fand. Anfangs glaubte er, die Familie wäre ausgezogen, da man ihm aber das Gegentheil versicherte, ward er unruhiget. Er fand sich in einem Tage mehreremale ein und immer war niemand zu Hause. Endlich ließ er die Thüre sprengen und — welch ein Anblick! — —

Er sah seinen Freund mit Gattin und Sohn auf einem Bette liegen, bleich und entstellt, kaum fähig, einen Laut von sich zu geben. Der Knabe lag in der Mitte und Gatte und Gattin hatten sich innig umschlungen. Der Knabe streckte sein Aermchen schmachtend dem Retter entgegen und sein erstes Wort war: Brod. Es war schon der dritte Tag, daß nicht ein Bissen über seine Zunge gegangen war.

Gatte und Gattin lagen in einem betäubten Hinsterben, hörten nicht mehr, daß ihr Zimmer aufgesprengt ward, und fühlten nicht mehr die Umarmungen ihres gerührten Freundes. Ihr gebrochenes Auge war auf den Knaben geheftet und ihr ganzes, von Mitleid durchdrungenes Herz, lag in dem Blicke, womit sie ihn zuletzt angesehen hatten und sterbend immer noch ansahen.

Ihr Freund machte schleunige Anstalten zur Rettung, aber es gelang ihm nicht ohne große Mühe. Sie glaubten schon alle Mühseligkeiten der Welt im Rücken zu haben und wurden plötzlich aufgeschreckt und gezwungen in dieselbe zurückzutreten. Empfindungs- und gedankenlos, überließen sie sich allen Versuchen, die man machte, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Endlich wählte ihr Freund das wirksamste Mittel. Er nahm den Knaben aus ihren Armen, und weckte dadurch den letzten Funken väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit. Man gab dem Kinde zu essen, in der einen Hand hielt es sein Brod, mit der andern schüttelte es Vater und Mutter wechselsweise. Nur sein Angstgeschrey weckte sie endlich, wie aus einem langen Schlummer. Es schien auf einmal neue Liebe zum Leben zu erwachen, da sie sahen, daß ihr Kind das Lager und ihre Umarmung verlassen hatte.

Die Natur that ihre Pflicht. Ihr Freund verschafte ihnen stärkende Brühen, die er ihnen mit möglichster Behutsamkeit einflößte und verließ sie nicht eher, bis alle Spuren des wiederkehrenden Lebens da waren.

Diese

Diese Begebenheit machte Aufsehen in Paris, und kam auch vor die Marquise von Pompadour. Baisy's traurige Lage rührte sie. Vorläufig sandte sie ihm 100 Louisd'or, und bald darauf verschafte sie ihm den einträglichen Posten eines Controlleur du Mercure de France, nebst einer Pension für Gattin und Kind, wenn sie ihn überlebten. (Teutscher Merkur, 1784.)

Der berühmte Komponist Händel, der bekanntlich 1684. zu Halle geboren worden war, komponirte schon in seinem zehnten Jahre Sonaten, gieng in seinem vierzehnten nach Berlin, wo damals die Oper blühte, 1703 in seinem neunzehnten Jahre nach Hamburg, 1708. nach Italien und kam erst 1710. wieder zurück nach Teutschland, wo er an dem Kurfürsten von Hannover, dem nachmaligen Könige Georg I. von England einen sehr thätigen Unterstützer fand, der ihm sogar 1500 Thaler Gehalt versprach, wenn er nach seinen Reisen wieder nach Hannover kommen wollte. Dies nahm er auch an, gieng indeß nach England, und kam binnen einem Jahre zurück nach Hannover. Im Jahr 1712. gieng er wieder nach England, seine Freunde zu besuchen, und blieb denn auch gleich

da, bis der Kurfürst 1714. König von England ward. Von dieser Zeit hielt er sich nun beständig in England auf, machte sich durch die größten Kompositionen einen unsterblichen Nahmen, und erwarb große Summen, die er größtentheils auf die wohlthätigste Art verwendete. Die letzte Zeit seines Lebens war vorzüglich glücklich. Ein Freund des Doktors Burney, welcher Händeln gemeiniglich, nach der Endigung der Oratorien, in dem Einnahmezimmer besuchte, sagte: Händel wäre gewohnt gewesen, das Geld in seinem Wagen mit nach Hause zu nehmen, welches, ob es gleich in Gold und Silbermünze bestand, ihn zur Erde gebeugt und ihm ein Fieber zugezogen haben würde, wie die Kupfermüze des Mahlers Corregio, wenn er es eben so weit hätte tragen sollen.

In seinen letzten Lebensjahren ward er blind, wie die großen Dichter Homer und Milton; er fuhr aber doch fort, zwischen den Abtheilungen seiner Oratorien bis zur letzten, mit eben der Stärke der Gedanken uud des Ausdrucks, wegen welcher er mit so vielem Rechte berühmt war, Konzerte zu spielen und zu phantasiren. Allein, wenn man ihn, nachdem ihm dies Unglück zugestoßen war, in einem mehr als siebenzigjährigen

Alter

Alter zur Orgel hinleiten, und hernach vor die Versammlung führen sah, um derselben, wie er gewohnt war, seine Ehrerbietung zu beweisen, so war dies für gefühlvolle Zuhörer ein so rührender Anblick, daß dadurch das Vergnügen, ihn spielen zu hören, sehr geschwächt ward.

Das letzte Oratorium, bei welchem er spielte, ward den 6ten April 1759. aufgeführt, und er starb am Freitage den 13ten vor Mitternacht. Verschiedene Tage vor seinem Ende hatte er ernstlich und andachtsvoll gewünscht, daß der stille Freitag sein letzter Lebenstag seyn möchte, „in der Hofnung," sagte er: „zu seinem lieben Gott, seinem süssen Herrn und Heiland an seinem Auferstehungstage zu kommen; worunter er den dritten Tag oder den Ostertag verstand.

Händel war groß, ziemlich fett und unbehülflich in seinen Bewegungen; aber doch feurig in seinem Wesen, voll Würde und machte Eindruck durch die Vorstellung von seinen Vorzügen und seinem Genie. In seinen Sitten und seinem Umgange war er heftig, rauh und hartnäckig, aber gar nicht bösartig und feindselig. Die heftigsten Ausbrüche seines Zorns und seiner Ungeduld wa-

ren dabei von einer originellen Laune und Scherzhaftigkeit begleitet, die, nebst seinem gebrochenen Englischen, ungemein lächerlich waren. Sein natürlicher Hang zum Witze und zu lustigen Einfällen, und seine glückliche Manier, gemeine Vorfälle auf eine ungewöhnliche Art zu erzählen, setzten ihn in den Stand, Personen und Sachen in einem sehr lächerlichen Lichte darzustellen. Wäre er der englischen Sprache eben so mächtig gewesen, als Swift, so würde er eben so viele witzige Einfälle gehabt haben. Händel war bei vielen Tugenden keinen Lastern ergeben, die der Gesellschaft schädlich waren. Die Natur erforderte freilich einen großen Vorrath von Lebensmitteln zur Erhaltung eines so großen Körpers, und er war in der Wahl derselben so ziemlich epikurisch gesinnt; aber dies war auch die einzige sinnliche Begierde, deren Befriedigung er sich erlaubte.

Der verstorbene Browne, Direktor der Truppe des Königs, erzählte dem Doktor Burney verschiedene Geschichten von Händels Neigung, Gutes zu essen und zu trinken sowohl, als von seiner Ungeduld. Von der erstern gab er ein Beispiel in seinem eignen Hause in Brookstreet, wo Brown nebst andern angesehenen Musikern zum Mittags-

essen

essen gebeten war. Während der Mahlzeit schrie Händel öfters: O ich habe den Gedanken. Die Gesellschaft, welche nicht gern wollte, daß das Publikum seine musikalischen Einfälle verlieren sollte, bat ihn aus Höflichkeit, daß er sich hinweg begeben und sie niederschreiben möchte. Allein er bequemte sich so oft nach dieser Bitte, daß einer der Argwöhnischen aus der Gesellschaft, die ungezogene Neugierde hatte, durchs Schlüsselloch ins Nebenzimmer zu sehen, da er dann sah, daß diese Gedanken nur einem Korbe mit Burgunder gewidmet wurden, den er neulich von seinem Freunde, dem verstorbnen Lord Ratnor zum Geschenk erhalten hatte; da indessen seine Gesellschaft mit Portwein bewirthet ward. (Histor. Portefeuille, 1785. St. 7.)

Der berühmte Dichter Metastasio erhielt bis in sein höchstes Alter den ungeschwächten Gebrauch aller seiner Sinne, er las und schrieb immer ohne Augengläser und stand nie eine tödtliche Krankheit aus. Doch klagte er seit 1741. in seinen Briefen öfters über Nervenzuckungen und hipochondrische Anfälle, die aber auf seine natürlich aufgeräumte Laune wenig Einfluß hatten. Sonst genoß er eine

beständ-

beständige Gesundheit, die er durch seine sehr ordentliche Lebensart stets zu erhalten wußte. Er hielt sich beim Aufstehen, beim Essen, beim Schlafengehn immer an die nämliche Stunde. Vergnügungen, die großen Aufwand erforderten oder der Gesundheit nachtheilig seyn konnten, entsagte er, wie dem Kartenspiele auf immer. Seit 1742. vermied er alle Gastmale. In seiner Wohnung und Kleidung (er gieng immer im Abbeekleide) herrschte stets die höchste Reinlichkeit, wie in allen seinen Handlungen fast zu gewissenhafte Genauigkeit und Ordnung. Er pflegte immer scherzweise zu sagen: er fürchte sich nur deswegen in die Hölle zu kommen, weil dies der Ort seyn solle: ubi nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat. Er hatte immer seine bestimmten Arbeitsstunden zum Briefschreiben und Versemachen, die er unverbrüchlich hielt.

Selten schrieb Metastasio aus eignen Antriebe Verse, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Nach geschehener Arbeit war auf seinem Tische, nie ein Fleckchen Papier zu sehen. Er bediente sich gewöhnlich des, von seinen Voraltern ererbten Wappens, das ein Centaur war, doch versiegelte er

auch

auch öfters mit einem von dem berühmten Püchler in Rom geschnittenen Homerskopfe.

Metastasio war in allen seinen Handlungen sehr geschickt, spielte Klavier, und war in der Musik sehr erfahren. Seine Abende beschloß er immer an einem Orte. Die Gräfin von Althan, eine geborne Gräfin von Pignatelli, auf deren Gütern er mehrere Jahre immer die Herbstmonate zubrachte, besuchte er täglich Vormittags von 11 bis 2 Uhr, und Abends von 8 bis 10 Uhr. Nach ihrem Tode brachte er die nämliche Zeit mit den Grafen von Perlas, Domherrn von Breslau, zu. Auch bestand zwischen dem sardinischen Gesandten, Grafen von Canal, dem Reichshofrathspräsidenten Freiherrn von Haagen und Metastasio seit mehrern Jahren die engste Freundschaft; beide kamen unausbleiblich täglich Abends von 6 bis 8 Uhr zu ihm, welche Zeit sie mit ununterbrochener Lesung aller klaßischen Werke der Griechen und Römer zubrachten, die für Metastasio, von Gravina geleitet, seit seiner ersten Jugend so vielen Reiz hatten, der mit der Reife seines Genies immer wuchs und bis zum Ende seines Lebens dauerte. Sie fiengen in chronologischer Ordnung diese Werke, wie sie solche geendigt hatten, immer wieder

von

von vorne an. Unter allen Schriftstellern war Horaz sein Lieblingsdichter.

Metastasio besas von Natur ein ungemein glückliches Gedächtnis, das ihn auch in seinem hohen Alter nicht verließ, in welchem er seinen Horaz noch fast ganz auswendig hersagen konnte.

Sein Umgang bestand meistens mit seinen Landsleuten, Fremden von Ansehn und dem hohen Adel und daher kam es, daß er mehr als 50 Jahre in Wien leben konnte, ohne vielmehr Teutsch gelernt zu haben, als sich dieser Sprache mit seinen Bedienten zu gebrauchen; sonst sprach er auch Französisch und Spanisch. Ungeachtet er meistens nur mit dem hohen Adel umgieng; so war doch für jedermann an jedem Sonntage Vormittags von 9 bis 12 Uhr der Zutritt zu ihm frei. Um 12 Uhr Sonntags fuhr er in die Kapuzinerkirche; Es war eine Folge seiner zu gewissenhaften Liebe zur Ordnung, daß er stets zur nämlichen Stunde, in der nämlichen Kirche, ja sogar auf dem nämlichen Platze in der Kirche Messe hörte.

In den Religionsübungen war er so wie in allen seinen übrigen Handlungen, äusserst genau, schlug in der Religion zwischen dem schwankenden Skeptizismus und dem, die Vernunft entehrenden,

den, Aberglauben, doch mehr letzteren, als ersteren abgeneigt, glücklich fast immer den Mittelweg ein, und fand es für seine Ruhe zuträglicher zu glauben, als zu untersuchen.

Metastasio, ein aufrichtiger Freund seines Freundes, gutthätig ohne Prahlerei, ein geschworner Feind allen Satiren und sittenverderblichen Schriften, sehr behutsam in Reden, besonders wenn es die Ehre anderer Leute betraf, mehr als 50 Jahre in Wien, ohne einen Feind zu haben, scharfer Richter über sich selbst und mit seinen eignen Werken nie ganz zufrieden, war in seinem Umgange äusserst freundlich und selbst zuvorkommend, weit entfernt von der stolzen Demuth, die mehr beleidigt, als offenbarer Stolz, die für Bescheidenheit gelten soll und von dem, selbst an einem großen Manne anstößigen Stolze, den sich so viele kleine Männer unter dem Nahmen des Selbstgefühls erlauben, war er wirklich bescheiden; er bediente sich nicht einmal, wie so viele andere, seines litterarischen Ruhms, um bürgerliche Vorzüge zu erhalten.

Als Karl VI. ihm nach seiner Oper: Achille in Sciro antragen ließ, ihn entweder zum Grafen.

sen, Freiherrn oder Hofrath zu machen, so bat er sich es zur Gnade aus, dem Kaiser auch ferner nur als Metastasio dienen zu dürfen; und als Theresia mit der, ihr so eigenen Güte, ihn fragen ließ: ob es für ihn eine Freude wäre, das kleine Kreuz des heil. Stephansordens zu tragen? so entschuldigte er sich mit seinem hohen Alter, daß er weder den Feierlichkeiten beiwohnen, noch die Vorzüge des Ordens geniessen könne.

Unzählige Akademien in Italien, überzeugt, daß der Nahme Metastasio ihnen mehr Ehre, als sie ihm, machen werde, wetteiferten, ihn als Mitglied zu haben. Er ließ es geschehen, ohne sich jemals von einer zu schreiben, und so seinen Titel zu verlängern, ohne ihn zu verherrlichen.

Eine Gesellschaft zu Florenz, die sich selbst den bescheidnen Titel: d'une Societé de Gens de Merite gab, schickte 1754. nebst einem sehr höflichen Briefe des Gouverneurs dem Metastasio acht große Medaillen, zwo von Silber, die übrigen bronzirt und vergoldet, auf einer Seite war das Portrait des Dichters mit der Aufschrift: Metastasius — auf der Gegenseite eine Leine, an

welche

welche eine Flöte und Maske mit einem Lorbeerkranz verbunden sind, mit der Umschrift aus dem Horaz. (II. od. XX.)

— — ultimi
Noſcent Geloni

Florentiae 1754.

Geliebt von vielen und bewundert von allen, durchlebte Metaſtaſio in einer ſtoiſchen Ruhe ſeine Tage und genos das glücklichſte Alter, bis er den 2ten April 1782 Abends von einem Fieber überfallen wurde, das ihn gleich anfangs ſo mächtig ergrif, daß es ihn einige Tage gänzlich des Gebrauchs ſeiner Vernunft beraubte, doch kam er wieder zu ſich, um mit ganzer Gegenwart des Geiſtes die letzten Pflichten eines Katholiken zu erfüllen. Die Krankheit nahm nun wieder zu, bis er den 12ten April Nachts nach 11 Uhr in einem Alter von 84 Jahren 3 Monaten ſein Leben ganz ſanft, wie es bei einem ſo hohen Alter zu vermuthen war, beſchloß. (Deutſch. Muſeum 1783, 2tes Stück.)

Angelika Kaufmann, von ihrem deutſchen Väterland, das ſie ſchon in früher Jugend verlies, kaum gekannt, brachte einen Theil ihres Lebens

in England zu; und der Nahme dieser großen deutschen Künstlerinn wird dort, so wie in Italien, dessen Stolz sie ist, mit Verehrung genannt. Ihr Vater entdeckte das hohe Kunsttalent schon früh und führte seine noch sehr junge Tochter aus ihrem unberühmten Geburtsort in Schwaben, nach Italien, an die Quelle der Künste; wo sie sich zu diesem Grad mannichfacher Vollkommenheit ausbildete, der aus ihren Werken spricht. In England, wohin sie dann gieng, unterlag ihr zartgebauter Körper dem Kummer fehlgeschlagener Hofnungen des ehelichen und häuslichen Glücks in dem schädlichen Einfluß des Klima. Im Anfang des vorigen Jahrzehnds kam sie, an der Seite eines braven Landschafts- und Architekturzeichners, Namens Zuchi, den sie sich zum Gatten wählte, nach Italien zurück, wo sie abwechselnd in Rom und Neapel lebt. Diese Fruchtbarkeit in der Auffindung und Wahl ihres Sujets, die glückliche Zusammenstellung nicht zu zahlreichen Gruppen, die Schönheit und Grazie der einzelnen Figuren, und die sanfte gefällige Weiblichkeit, die in den Formen durchscheint, sind die auszeichnenden Vollkommenheiten ihrer Kunst. — Mit diesen Vorzügen ist ihr persönlicher Karakter nahe verwandt.

Jene

Jene sind der Erguß ihres Herzens — ihre Bilder die Spiegel einer schönen Seele — und iede dieser weiblichen Figuren, mit dem unnachahmlichen Ausdruck der Sanftmuth und Ergebenheit, der stillen Heiterkeit, Seelenruhe und Bescheidenheit und des tiefen mit Schwermuth gemischten Gefühls — ist Angelikas Bild — Schon in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft, entdeckt man in ihr diese hohen Eigenschaften, die höchsten Stufen weiblicher Vollkommenheit; und bewundert in der Folge diese Stimmungen die sich zur schönen Harmonie vereinigen, um einen der liebenswürdigsten weiblichen Karakter zu bilden. Als der Domherr Meyer in Rom war, wohnte diese Künstlerinn in einer der höchsten liegenden Gegenden von Rom, auf Trinita de Monti. Den Tag über unterbrach nichts ihre Thätigkeit, selbst kränkelnd hatte sie den Pinsel in der Hand. Sie malte unbeschreiblich leicht und geschwind, man mußte über die schnellen Fortschritte erstaunen, welche die einmal angefangenen Bilder unter ihren Händen machten. Der kühle Abend war ihre Erholungszeit. In einem kleinen Garten am Hause, versammelte sich dann der gewählte Kreis ihrer Freunde und Bekannten, mit denen sie, während

ihrer geistvollen Unterhaltung, das selbst gepflückte Obst ihrer Bäume theilte. Der Domherr Meyer mußte sie oft von Klopstock unterhalten, über den sie, bey iedem neuen Besuche, neue Fragen auf dem Herzen hatte. Sie liebte und verehrte ihn mit Enthusiasmus. Ueber die Entwürfe zu den Kupfern im Messias, wechselte sie einst mit ihm selbst Briefe, unterlies aber, wie sie bescheiden sagte, aus Furcht, dem Dichter keine Gnüge leisten und seiner Erwartung nicht entsprechen zu können, die Bearbeitung der Blätter.

Angelikas äussere Gestalt trägt die Blüthe der Jugendiahre nicht mehr; aber iener güterreiche Karakter, der die Züge nach sich bildet, und unverwelklich schön den Reiz der Jugend überlebt, ruht auf ihrem Gesicht. Das sanfte Auge ist durch hohen Künstlergeist belebt, der Ton ihrer Stimme wohlklingend. Der Eindruck von der unglücklichen Katastrophe ihres häuslichen Lebens in England, schien nach dem Verlauf vieler Jahre noch immer die herrschende Stimmung ihres Gefühls zu seyn. Traurige Vorfälle erschütterten ihre reizbaren Nerven ungewöhnlich stark.

Als sie die Nachricht von einer schweren Entbindung der Königinn von Neapel mit einem todten

ten Kind, wobei ihre königliche Freundinn, mit der sie in einem vertrauten Briefwechsel stand, dem Tode nahe war, empfing, malte sie eben an einem großen Familienbild des königlichen Hauses von Neapel, und deckte nun die, für den Neugebornen leergelassene Wiege, mit einer Decke zu. (s. Meyers Darstell. aus Italien, 1792. S. 133.)

Der bekannte italienische Epigrammatist Sannazarius, (geb. zu Neapel 1488.) disputirte einst vor Friedrich, König von Neapel, was am besten wäre, das Gesicht zu verbessern? — „Nichts ist so gut dafür, sagte er, als der Neid; denn dieser vergrößert alle Gegenstände.“ (s. v. Corke und Orrery Br. aus Italien, S. 102.)

August Kirsch, ein junger, hofnungsvoller Mann aus Dresden, reiste in seinem ein und zwanzigsten Jahre nach Rom, um hier in dem Mittelpunkte der Künste nach den besten Mustern der Alten und Neuen sich zu bilden. Er kam mit Muth und Kraft gerüstet, und es fehlte ihm bei seiner Jugend, seinem Fleis und erworbenen Geschicklichkeiten, nicht an schönen Aussichten zu einem glücklichen und ehrenvollen Leben. Ausser

seiner Kunst besaß er auch reelle wissenschaftliche und Sprachkenntnisse, las und studirte täglich seinen griechischen Homer, und war mit dem Horaz vertraut. Er fühlte den ganzen Werth der Poesie und ihren Einfluß auf das Genie des Mahlers; deswegen machte er das Edelste, was die Menschheit in dieser Art hervorbrachte, sich zu eigen und trug den Geist der Poesie in seine malerischen Kompositionen mit hinüber.

Selten vereinigt sich wohl so viel körperliche Dauerhaftigkeit und Stärke mit so viel Zartheit der Empfindung, wie bei ihm; so daß dem natürlichen Laufe nach sein Körper im Stande gewesen wäre, die heftigsten Anstrengungen des Geistes bis in ein spätes Alter zu übertragen. Dies gab ihm immer Heiterkeit und frohe Laune und machte ihn unerschöpflich an naiven Einfällen und Gedanken, so oft er auch nach der angestrengtesten Arbeit in einer Gesellschaft von Freunden sich wieder erholte.

In der Pantomime war er Meister, und man hätte sagen sollen, er sei zum Schauspieler geboren, wenn nicht bei dem wahren Maler menschlicher Geschichten eben dies Talent in hohem Maase vor-

vorausgesetzt würde, wodurch er im Stande ist, sich selbst in die verschiedensten Situationen, welche er darstellt, zu versetzen.

In der Kunst machte er als Jüngling die Fortschritte eines Mannes, und was seinen Eifer noch vermehrte, war der ehrenvolle Auftrag, welchen er aus seiner Vaterstadt erhielt, für eine ihrer Kirchen ein großes Altarblatt zu malen.

Alle seine Wünsche und Gedanken konzentrirten sich nun auf das Gemälde, und er nahm keine Rücksicht mehr auf gesellschaftliches Leben und Vergnügen, sondern miethete sich eine Wohnung jenseit der Tiber, in der Nachbarschaft des Petersplatzes, wo er wegen der Entfernung des Orts von seinen Freunden und Landleuten, die, so wie die meisten Fremden, größtentheils im Bezirk des spanischen Platzes wohnen, seltener besucht wurde, und nur noch zuweilen, gleichsam wie ein Fremder, in ihrem Zirkel sich einfand.

Die Gegenden des Vatikans, welche schon Tacitus, wegen ihrer Ungesundheit, infames vaticani regiones nennt, sind noch jezt in den Sommermonaten Einheimischen und Fremden höchst gefährlich. Kirsch aber war zu sehr mit der Idee

seines Bildes beschäftigt, als daß er sich durch das Zureden seiner Freunde hätte abhalten lassen, eine Wohnung in dieser Gegend zu miethen, welche Mengs ehemals bewohnt hatte, und die aus einer Anzahl Zimmer von ungeheurer Größe bestand, in denen er zu der Arbeit seines grossen Altarblattes hinlänglichen Raum hatte.

Da sein Genie ihn einmal in die Tiefen der Kunst hatte blicken lasseu, so ließ ihm der Gedanke des Vollkommnen keine Rast und er vergas sich selbst so sehr über seinem Werke, daß er auf den schädlichen Einfluß der verpesteten Luft auf seinen Körper nicht achtete und unaufhörlich die nöthigen Studien zu seinem Gemälde machte, wobei er zum Bossiren der Figur in Thon sich eines italienischen Künstlers bediente, der in seiner Wohnung arbeitete und sich ebenfalls durch diesen Aufenthalt eine tödliche Krankheit zuzog.

Zu seiner unaufhörlichen Anstrengung und seinem Ringen mit der Kunst kam noch eine ausserordentliche Zartheit der Empfindung, wodurch seine innern Kräfte sich selbst immer mehr untergruben, als er den Tod seines jüngern Bruders vernahm, den er ausserordentlich geliebt hatte.

Eben so groß, wie sein Eifer für die Kunst, war seine anhaltende Wehmuth über diesen unerwarteten Todesfall.

Nun war nichts, was ihn aufheitern konnte, entfernt von Umgang und Gesellschaft, allein in seinen öden Zimmern, sich quälend mit melancholischen Vorstellungen, verlor sein Körper die Widerstehungskraft; die Einflüsse der bösen Luft siegten über seine feste Natur und er verfiel in ein Fieber, welches ihn gleichsam hämisch angrif, ihm einigemal Hofnung zur Wiederherstellung gab und zuletzt, da er sich wirklich hergestellt glaubte, durch einen Rückfall ihn plötzlich dahin rafte; nachdem der Italiener, welcher ihm die Studien in Thon verfertigte, ebenfalls an einem bösartigen Fieber schon gestorben war.

In seiner Krankheit nahm sich einer seiner Hausgenossen, ein spanischer Geistlicher, Namens Don Ginese, seiner mit solchem Eifer an, ohne auch nur die mindeste Bekehrungssucht zu äussern, daß der Name dieses Mannes gewiß öffentlich genannt zu werden verdient, da er weiter kein Interesse für den Kranken hatte, als daß er sein Hausgenosse war, und doch Tage und Nächte

 lang,

lang, so viel ihm seine Geschäfte verstatteten, die Dienste eines Krankenwärters bei ihm verrichtete.

Da der Kranke sich nun wieder hergestellt glaubte, so machte Don Ginese eine kleine Reise mit ihm nach Kastellmadoma, einem Bergstädtchen hinter Tivoli, in der Gegend, wo Horazens Landgut lag, und wo das Einathmen der reinen und gesunden Bergluft die Genesung vollenden sollte, als bald nach ihrer Ankunft ein unvermutheter heftiger Rückfall den jungen starken Mann, binnen drei Tagen, zum Schrecken und Bedauern seiner Freunde, in seinem drei und zwanzigsten Jahre dahin raffte.

Nun hatte Don Ginese ein solches Interesse, daß dieser Ketzer von seinen Landsleuten ehrenvoll möchte begraben werden, daß er sich noch denselben Abend mit dem Leichnam in einen Wagen setzte, und ihn so vier deutsche Meilen weit heimlich bei Nacht von Kastellmadoma nach Rom brachte, weil es sonst ungeheure Kosten gemacht haben würde, den todten Körper dort auszulösen.

Die Anstalten zum Begräbnisse mußten, wie bei allen Protestanten in Rom, heimlich gemacht, und eine Anzahl Sbirren zur Wache genommen wer-

werden, weil man vor der Beleidigung des Pöbels immer noch nicht ganz sicher ist.

Der Begräbnisplatz ist in einer ganz abgelegenen Gegend Roms, noch innerhalb der Ringmauer bei der Pyramide des Cajus Cestius. Diese, welche schwärzlich und aschgrau, hin und wieder mit grünen Moos bewachsen, aus einer kleinen Vertiefung an der Stadtmauer emporsteigt, stellt sich äusserst malerisch dar, und wurde von dem jungen Kirsch noch einige Monate vor seinem Tode gezeichnet, wo er scherzend sagte, er wolle, wenn er stürbe, mit dem Gesicht gegen die Pyramide gekehrt, begraben seyn.

Die Kutschen, welche den Verstorbnen begleiten sollten, durften sich erst bei Bocca della Verita am Ufer der Tiber nicht weit vom Aventinischen Berge, wo die Gegenden Roms schon ziemlich öde werden, versammeln.

Der Hofrath Moritz, nebst drei vertrauten Freunden des Entseelten fuhren nach seiner Wohnung bei St. Peter, setzten den schmalen Sarg, so gut es gehen wollte, in eine Kutsche, der die Begleiter in einer andern folgten, und brachten so den Leichnam in der Dunkelheit der Nacht, heimlich durch eine lange Strase, die sich an der

Tiber

Tiber hin durch ganz Trastevere erstreckt. Die Trasteveriner, welche dem Zuge begegneten, wunderten sich über den heraussstehenden Sarg, sagten aber nichts weiter, als: un morto! un morto! —

So kamen sie über die sixtinische Brücke nach Bocca della Verita, wo die übrigen Kutschen mit den Sbirren schon warteten. An dem Eingange zu dem Reviere, wo die Pyramide steht, stiegen alle aus, steckten ihre Fackeln an, und schlossen um das Grab einen Zirkel. Moritz hielt eine Trauerrede und die beiden nächsten Freunde nnd Landleute des Verstorbenen warfen die erste Schaufel mit Erde auf den Sarg. (s. Moritz Reisen in Italien. B. 2. S. 168.)

Als der achtjährige Knabe Tasso 1552 das Urtheil hörte, welches seinen Vater, der dem Prinzen von Salerna anhieng, für einen Rebellen erklärte und aller Güter beraubte, in welchem Urtheil auch die ganze Familie mit begriffen war, sagte er getrost: „Ich danke dir Glück, daß du mir alle meine Güter entzogst, mir bleibt doch die Freiheit, jene bessern Güter zu erwerben,

die

die die Tugend uns beut.“ (s. Ausz. aus de Non. II. 9.)

Als Correggio eines Tages nach Parma gegangen war, um für ein Gemälde den Preis von 200 Livres zu empfangen und man ihm solchen in Kupfermünze auszahlte, trug er diese schwere Last, aus Begierde seiner armen Familie Geld zu bringen, selbst nach Hause, erhitzte sich aber dabei so sehr, daß er ein Seitenstechfieber bekam und starb. (s. Ausz. aus de Non. I. 157.)

Die Republick Venedig schickte Johann Bellino *) nach Konstantinopel, um einige Gemälde für Mahomed II. zu fertigen, welcher, so sehr er Eroberer war, doch die Künste sehr liebte. Bellino malte in Gegenwart des Sultans die Enthauptung Johannes des Täufers. Der Grosherr bemerkte, daß die Haut am Halse, da wo der Kopf so eben vom Rumpf getrennt worden war, nicht recht nach der Natur gemalt sei und erbot sich, um seinen Tadel zu rechtfertigen, einen von seinen Sklaven vorführen und in seiner Gegenwart enthaupten

*) starb 1514.

haupten zu lassen. Der Maler, von Abscheu ergriffen, bat, ihn von der Kunst, die Natur auf Kosten der Menschlichkeit nachzuahmen, zu befreien.

Mahomed bezeigte demohngeachtet eben so viele Pracht gegen den venetianischen Maler, als Alexander gegen den Apelles; er setzte ihm nämlich beim Abschied eine goldne Krone auf, legte ihm eine goldne Kette um den Hals und gab ihm einen Beutel mit 3000 Dukaten in die Hand. (Ausz. aus de Non. I. 163.)

Ausser den großen Malereien und kostbaren Stücken Titians, wovon alle Kirchen zu Venedig angefüllt sind, that sich dieser Künstler auch im Portraitmalen, durch Treffen und Ungezwungenheit auf eine Art hervor, zu welcher es noch kein Maler bisher gebracht hatte. Die Monarchen, die größten Herren seiner Zeit wollten von ihm gemalt seyn, und Karl der Fünfte, den er dreimal malte, sagte: er habe dreimal die Unsterblichkeit aus Titians Händen empfangen. (s. Ausz. aus de Non I. 165.)

Joseph

Joseph d'Arpino *) machte eigentlich blos der Anblick der Werke großer Maler, die in dem Vatikan arbeiteten, zum Künstler. Angestellt, um ihre Farben zu reiben und zuzubereiten, versuchte Josephin (wie er eigentlich hies) heimlich selbst einige Figuren auf die Pilasters zu malen, und seine Versuche verriethen so viel natürliche Fähigkeit, daß Pabst Gregor XIII. ihn begünstigte und ihm die Mittel gab, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. (s. Ausz. aus de Non. I. 170.)

Schidone, **) ein Maler der venetianischen Schule, soll eine so große Neigung zum Spiel gehabt haben, daß er damit fast seine ganze Zeit verlor und daß er aus Verdruß über den Verlust einer großen Summe Geldes zu Parma, die er nicht bezahlen konnte, 1616. in einem Alter von 56 Jahren starb. (s. Ausz. aus de Non. I. 180.)

Im

*) Aus der venetianischen Schule, geb. 1560. auf dem Schloß Arpino.

**) 1560. zu Modena geboren.

Im Jahr 1788. starb zu London ein sehr geschickter Mechaniker, der vorzüglich in Verfertigung mathematischer Instrumente nicht seines Gleichen im Königreich hatte, auch war er der erste, der die Erfindung, den Stahl zu bearbeiten, in England vervollkommnete. Er war Bewohner einer elenden Hütte, wo er ganz allein mehrere Jahre, mitten in der Hauptstadt ohne Betten gelebt und gearbeitet hatte. Er litt keinen Zeugen bei seiner Arbeit, um seine Methoden zu verbergen, und hatte einen Hund abgerichtet, den Blasebalg an seiner Schmiede zu führen. (s. Archenholz Annalen d. brittisch. Gesch. v. 1788. S. 405.)

Die berühmte Schauspielerinn Mrs. Siddons schloß mit den Unternehmern des Theaters in Droury Lane ungeheure Bedingungen, unter welchen sie spielen wollte. Sie verwarf mit Künstlerstolz den wöchentlichen Gehalt, und verlangte für jede Vorstellung 50 Pfund Sterling; dabei bedung sie sich noch aus, zu spielen, wenn, und so viel oder so wenig sie selbst wollte. Die Unternehmer waren gezwungen dieses einzuräumen. Die Benefizkomödie dieser Schauspielerin im April

1788. brachte ihr vierhundert und sechzig Pfund Sterling ein.

Der Sänger Marchesi, der erst nach dem in Italien geendigten Karneval in London anlangte, erhielt für die zwey folgenden Monate tausend Guineen und für den nächsten Winter funfzehnhundert Pfund Sterling und überdies noch eine freye Tafel und Equipage. (s. Archenholz Annalen der britt. Gesch. 1788. S. 465.)

Der berühmte Tanzkünstler Noverre gab 1788 in London im Operschauspiel: Cupido und Psyche, wozu er die ganze Macht seiner Kunst aufgeboten hatte. Und es machte auch, seiner Erwartung gemäs, ausserordentliche Sensation. Hier war das Große, das Erhabene, das Geschmackvolle, das Sanfte und das Schreckliche alles mit einander vereinigt. Das Schreckliche besonders wirkte ausserordentlich auf die Zuschauer. Die Scene stellte die Region der Hölle vor. Die ganze Bühne stand im Feuer und als Psyche, von den Furien verfolgt, sich in den flammenden Schlund stürzte, wurden die, an gräsliche Trauerspiele so sehr gewohnten Britten dennoch so durch das Schrecken überwältigt, daß ein Geschrei aus allen

Theilen des Schauspielhauses ertönte. Die glänzendsten Dekorationen erhöhten den Zauber dieses Ballets. Man sahe hier den Pallast des Kupido, den Phlegeton, die Gebirge der Titanen, den Eingang zum Tartarus und endlich den Pallast der Venus. Noverre wurde nach geendigten Ballet herausgerufen, eine ausländische, sehr gemisbrauchte Sitte, die bis jetzt noch nicht übers Meer gekommen war. Noverre erschien und dankte für eine Ehre, die er so leicht entbehren konnte und die er nicht hätte annehmen sollen, denn ganz London tadelte diese Komplimentirscene, die auf dieser Insel weder den größten dramatischen Dichtern, noch den größten Schauspielern je zu Theil geworden war und die bekannten großen Verdienste des Noverre wurden dadurch herabgewürdigt. (s. Archenholz britt. Annale 1788. 466 S.)

Der Schauspieler Macklin zeigte etwas in der Theaterwelt bei keiner Nation Gesehenes. Er betrat in Frühling 1788 die Bühne in Drury Lane in seinem neunzigsten Jahre und zwar in der Rolle des Juden Shylak, die er seit siebenzig Jahren mit großer Kunst gespielt hatte. An einigen Stellen stockte er fast unmerklich, weshalb er die Ver-

samm-

sammlung um Verzeihung bat, die ihm mit Bewunderung ertheilt wurde. (s. Archenholz britt. Annale 1788. S. 467.)

Smith, einer der besten englischen Schauspieler, sowohl im komischen als im tragischen, spielte den zehnten März 1788 zum letztenmal in der Rolle des Macbeth, worinn er, so wie in vielen andern, alle in England lebende Schauspieler übertraf. Er begab sich in einem Alter von funfzig Jahren auf sein schönes Landgut bei Colchester, das er sich durch seine Kunst erworben hatte. Seine letzte Benefizkomödie brachte ihm 700 Pf. Sterling ein. (Archenholz britt. Annale 1788. S. 468.)

Das englische Theater erhielt 1788 ein außerordentliches Trauerspiel von Greathead, der sich schon durch gute poetische Schriften ausgezeichnet hatte. Es war betittelt: der Regent, und machte großes Aufsehen, auch setzten es die englischen Kunstrichter den besten an die Seite, die seit Shakespears Zeiten in ihrer Insel erschienen waren. Ein großes Interesse, rührende Scenen und auffallende Situationen, mit einer bilderreichen

Sprache verbunden, herrschten durchaus in diesem Trauerspiel. Dabei waren die Karaktere stark, aber nach der Natur gezeichnet. Der Verfasser hatte im fünften Akt einen kühnen Zug angebracht, der auserordentliche Wirkung that. Auf Befehl eines Tirannen sollte der Infant Karlos ermordet werden und zwei Bösewichter standen mit einer aufgehobenen Axt bereit, den Streich zu vollführen. So sehr man auch auf den englischen Bühnen an Mordthaten gewöhnt ist, so war die Axt doch mehr, als die Zuschauer ertragen konnten. Männer überfiel ein Schauder und viele Frauenzimmer wurden ohnmächtig. Indessen war der Beifall so auserordentlich, daß, nachdem das Stück geendigt war, das Klatschen und Jauchzen länger als eine Viertelstunde dauerte. (Archenholz britt. Annalen 1788. S. 468.)

Um von dem großen Hange der Londoner zu theatralischen Belustigungen Vortheile zu ziehen, entschlos sich Palmer, einer der besten und dabei beliebtesten Schauspieler von der Gesellschaft in Drury Lane, ein neues Schauspielhaus im östlichen London anzulegen, dessen Bewohner, wegen der Entfernung, die Theater der westlichen Stadt

nur

selten besuchen. Palmer, obgleich Vater von zehn Kindern, hatte sich dennoch durch seine Talente und eine gute Oekonomie ein Vermögen von 12,000 Pfund Sterling erworben. Dieses wagte er an seine Unternehmung; das übrige, welches noch weit mehr betrug, schossen seine Freunde her, und nun lies er in Goodmans'fields unter dem Namen Royalty Theater ein prächtiges geschmackvoll verziertes Schauspielhaus bauen, nachdem er zuvor die Erlaubnis des Gouverneurs von den Tower, in dessen Distrikt es errichtet wurde, wie auch die Einwilligung der Friedensrichter dieses Bezirks erhalten hatte.

Palmer zog nun einige andere beliebte Schauspieler an sich und eröfnete im Anfange des Jahrs 1788 sein Theater unter einem erstaunlichen Zulauf. Die erste Vorstellung war zum Besten eines großen Hospitals und entsprach völlig der Erwartung. Dies erregte den Neid der Theaterunternehmer von Drury Lane, Coventgarden und Haymarket, die Zusammenkünfte hielten und den Ruin des östlichen Theaters beschlossen. Nach den britischen Gesetzen müssen große Schauspiele durch eine Parlamentsakte authorisirt werden, kleinere aber, zu Jahrmärkten gehörig, sind dem Gutach-

ten der Magistratspersonen und den Friedensrichtern überlassen. Wer ohne diese Einwilligung für Geld spielt, wird als ein Landstreicher behandelt. Palmer hatte dies vorhergesehen und sich daher allein auf Sing- und Tanzspiele eingeschränkt. Nur das erstemal, um die Ehre seines Theaters zu retten, wurde ein regelmäsiges Stück gegeben. Seine Gegner benutzten diesen Umstand und es wurden Leute aus dem Pöbel gedungen, Palmer als Landstreicher bei einem Friedensrichter anzuklagen, der ihn jedoch sehr anständig behandelte und ihn nicht durch den Gerichtsdiener holen, sondern zu sich bitten lies. Palmer rechtfertigte sich vollkommen durch die Quittung des Londner Hospitals für das empfangene Geld und wurde nun als ein Wohlthäter der Armen mit Lobsprüchen überhäuft entlassen. Einige seiner Schauspieler aber wurden den folgenden Tag vor einen andern Friedensrichter gebracht, und da diese nicht beweisen wollten noch konnten, daß sie ohne alle Belohnung gespielt hatten, so sollten sie ins Gefängnis geführt werden; wurden aber gegen Bürgschaft losgelassen.

Palmer bestrebte sich nun, durch auffallende Vorstellungen die Gunst des Publikums zu erwerben.

ben. Unter andern erregte eine Pantomime: Don Juan betittelt, wegen der dabei angewandten Mechanik und Verbindung mannichfaltiger Künste das größte Aufsehen. Hier sahe man ein Schiff mit wirklich ausgespannten Segeln, die der Wind anschwoll, und wo die Matrosen das Tauwerk, eben so, wie auf dem Meere, handhabeten. Was den Werth dieser Pantomimen noch mehr erhöhete und ihnen den Vorzug vor allen gab, die man seit den Zeiten der altrömischen Geberdenspieler in Europa gesehen hatte, war, daß hier nicht allein sehr gebildete, sondern selbst vortrefliche Schauspieler auftraten, und durch die getreue Nachahmung der Natur in Geberden, bei den Zuschauern alle Wirkungen eines Trauerspiels erzeugten.

Mit diesen Pantomimen wurden immer noch andere beständig abwechselnde Spiele gegeben. Lee Lewes, ein mit diesem Theater verbundener, talentvoller Schauspieler, erneuerte die bisher mit Stevens abgestorbene Kunst, Satiren auf alle Stände durch Worte und Geberden sinnlich zu machen, und, wenn er gleich sein Urbild nicht völlig erreichte, so verschafte er doch eine eben so belustigende als lehrreiche Unterhaltung.

Zu allen diesen mannichfaltigen Kunstszenen kam noch eine sonderbare Erscheinung, die dem Royaltytheater gleichsam die Krone aufsetzte, Mrs. Wells, die man schon als eine vortrefliche Schauspielerin kannte, besas ein verborgenes Talent, das Palmer entdeckte und sofort für seine Bühne benutzte, obgleich sie nicht zu seiner Gesellschaft gehörte. Dies war eine täuschende Darstellung anderer Menschen durch Nachahmung. Dieses Kunsttalent zeigte Mrs. Wells in einer so großen Vollkommenheit, daß kein Vergleich zwischen ihr und allen je in London aufgetretenen Nachbilderern statt fand, auch machte sie eine erstaunliche Sensation. Man war bisher gewohnt, in dieser Kunst nur Nachäffungen und Karrikaturen zu sehen, allein jezt sahe man ganz etwas anders, denn diese Schauspielerin verband Wahrheit mit ihren Nachahmungen und zwar in einem solchen Grade, daß alles Eigenthümliche der Personen in Blicken, Geberden, Sprache und Bewegungen täuschend von ihr in lebendigen Portraits dargestellt wurde. Die großen Schauspielerinnen Englands, eine Abington und eine Siddons, hatten als Zuschauerinnen das sonderbare originelle Gefühl, die Macht ihrer eignen Kunst sinnlich zu

empfin-

empfinden, da man ihnen eben das wiedergab, was sie gegeben hatten. Garrick in seinen glänzendsten Tagen erzeigte keinen größern Zulauf ins Schauspielhaus, als Mrs. Wells; auch wurde sie fürstlich belohnt.

Im Royaltheater trat sie zuerst auf. Sie spielte eben hier nur einige Abende, wofür sie jedesmal vom Unternehmer funfzig Pfund Sterling erhielt. Eine dauernde Besoldung von hundert Pfund die Woche für ein zweimaliges Spiel, schlug sie aus Delikatesse ab. Man überhäufte sie mit Geschenken. Der Prinz von Wallis und der Herzog von York luden sie auf eine sehr ehrenvolle Art in Queensburry Palast zu einigen Vorstellungen ein. Sie gab hier neue Nachahmungen, worunter sich die Meisterrollen von Mrs. Siddons und von Mrs. Crawford als Jane Schore und Alicia befanden.

Die Gegner Palmers ruhten indessen nicht und zogen große Rechtsgelehrte zu Rathe. Die Gesetze wurden nun genau untersucht, da denn große Zweifel über die Befugnis der Magistratspersonen entstanden, Schauspiele irgend einer Art, ausser Jahrmärkten, zu gestatten. Das Gutachten, das Palmers Freunde, von unbefangenen gesetzkundi-

gen Männern einholten, fiel eben so aus. Die ganze Hauptstadt war in Bewegung, da man sich eines reizenden Schauspiels beraubt sehen sollte. Palmer, der allen Künsten seiner Gegner gedroht hatte, verlor jedoch den Muth, da er fand, daß die Gesetze nicht auf seiner Seite waren; er sahe sich seines ganzen Vermögens, folglich aller Mittel beraubt, andere Unternehmungen zu machen, um seiner zahlreichen Familie Unterhalt zu verschaffen. Es war nur auf einem Londner Theater, wo sein Talent belohnt werden konnte, und die Unternehmer von allen diesen Theatern, waren seine Gegner. Da er nun keine Hofnung hatte, die Vorstellungen in seinem neuen Schauspielhause gesetzmäsig fortzusetzen, so gab er die Unternehmung auf und nahm nothgedrungen seinen alten Platz unter der Gesellschaft von Drury Lane wieder ein. Alles Vergangene wurde vergessen. Ein gleiches thaten mehrere mit seiner Unternehmung verbundene Schauspieler. Lee Lewes aber, der bei seinen Gegnern kein Brod suchen wollte, gieng mit seinen Talenten nach Indien. Das neuerbaute schöne Schauspielhaus sollte nun mit allem Zubehör zum Besten der Gläubiger verkauft werden, allein Palmers Freunde schlugen sich ins

 Mittel,

Mittel, das Theater wurde zwar geschlossen, allein für die Hauptstadt erhalten, so, daß es Palmer im Sommer wieder eröfnen konnte. Dies geschah auch, sobald die großen Wintertheater geschlossen waren und er jezt, obgleich nicht durch die Gesetze autorisirt, doch keine gerichtliche Verfolgung mehr zu besorgen hatte. Er unterhielt nun den östlichen Theil der Stadt mit Farcen, Pantomimen, Tanz, Gesang und andern unregelmäßigen Schauspielen. Die Wahl der Zeit und der Gattung von Ergözlichkeiten sicherte ihm Ruhe von Seiten der Unternehmer der Theater in Drury Lane, Coventgarden und Haymarket, mit denen er ohnedem sich völlig ausgesöhnt hatte. (Archenholz Britt. Annalen 1788. 472.)

Collins, ein Engländer, gab unter dem Titel: die Morgenbürste, den feinern Volksklassen in London 1788. eine sehr besondere Belustigung. Es war eine Art von komischen Vorlesungen in mehrern Zweigen abgetheilt, die alle auf Erregung des Lachens abzweckten: theatralische Skizzen, lustige Darstellung von Schauspielerszenen in der Garderobe, von listigen Streichen, launigen Einfällen und Possen sowohl der Priester und

Prie-

Priesterinnen Thaliens als Melpomenens in lustigen Trauerspielen und traurigen Lustspielen; desgleichen Nachäffung öffentlicher Leser in Lesegesellschaften, burleskee Redner und stotternder Personen; ferner hörte man hier die Nachahmung von Provinzialdialekten und andere Lachen erzeugende Dinge, alles mit lustigen Liedern abgewechselt. Die Vorstellungen geschahen Vormittags und dauerten zwei Stunden. Um sie desto theatralischer zu machen, war das Tageslicht aus dem Saal verbannt, und dieser durch eine Menge Wachskerzen erleuchtet. Collins nannte seine Schauspiele deswegen **Morgenbürste**, weil sie dienen sollte, den Rost der Sorgen bei den Zuhörern abzureiben und ihren Geist für den Rest des Tages zu poliren.

Der Zulauf der Menschen war gleich anfangs sehr stark, er wurde aber noch größer, nachdem Collins seine Morgenbürste in eine Abendbürste verwandelt hatte. Der Beifall strömte nun auf ihn zu. Daß er verdient war, bewieß unter andern der große Lobspruch des alten Schauspielers Macklin, der nach einer geendigten Vorstellung sich dem Humoristen näherte, ihm freundlich die Hand schüttelte und sagte: Sir, ich hasse die Schmeichelei so sehr als die Falschheit, daher

neh-

nehmen Sie dieses Kompliment als Wahrheit an. Kein Mensch hat noch zwei Stunden hinter einander meine Aufmerksamkeit gefesselt und mich so sehr unterhalten wie Sie, seitdem ich das große Theater der Welt betrat, und dies wird nun bald ein Jahrhundert seyn."

Palmer vermogte ihn, gegen eine große Belohnung, auf seinem Theater, das so viele abwechselnde Spiele hatte, seine Kunst zu zeigen und hier war es, wo Collins vollends das erstaunliche Talent entwickelte, alle Augenblicke, wie ein wahrer Proteus, eine andere Gestalt anzunehmen.

Man hörte und sah den ernsthaften rührenden Deklamator und dann wieder den launigen Witzling, den irländischen Bauer, den englischen Landjunker, den schottischen Tabletkrämer und den italiänischen Pantalon. Er gab ferner theatralische Skizzen a la Scarron, komische Debatten, Nachäffungen von Schauspielern, die kein Gedächtnis und von Lesern, die keine Augen haben; Unterrock-Karrikaturen; ein Lied, betitelt: die Komödie des menschlichen Lebens und nach vielen andern höchst kontrastirenden Karakteren spielte er die

Rolle

Rolle des bettelnden Feldherrn Belisarius, wobei er die berühmte Arie sang: Date Obolum Belisario. (s. Archenholz britt. Ann. 1788. S. 482.)

Krumholz, war bekanntlich einer der größten Tonkünstler auf der Harfe, welcher seinen Zeitgenossen fast unerreichbar war, und alle Herzen durch seine Zaubertöne hinriß. Der gute Mann hatte blos aus Neigung ein Mädchen geheirathet, die keinen Dreier im Vermögen hatte. Er wandte alle Mühe an, sie seine Kunst zu lehren und sie übertraf ihn endlich durch die Gelenksamkeit ihrer Finger, in seinem Spiele. Er betete sie fast an, und was er erwarb, war nur für sie. Sie aber bekam dadurch einen größern Hang zum Luxus und zu einem sehr verführerischen Aufputz ihrer Reize. Ein junger Mensch entzog nun dem guten Manne ihre Zuneigung — sie verließ, mehr als undankbar, ihren Mann und Wohlthäter, und flohe mit dem Leichtfusse nach England. Der Schmerz des zärtlichen Mannes war grenzenlos. Verzweifslungsvoll machte er seinem Leben in den Fluthen der Saine ein Ende.

Der

Der berühmte Theaterdichter, von Beaumarchais, wurde auf dem Koffeehause de Foi in Paris den Donnerstag nach der Hinrichtung des unglücklichen Foulon und Berthier von einem vornehmen Freunde gefragt: „Warum er denn nichts mehr schriebe? jezt habe er ja Stoff und Freiheit genug dazu in Frankreich? —"

„Ich hasse dies Geschäft," erwiederte der Dichter, „denn die Tragödie ist jezt eine Strassenläuferin geworden."

Man fragte Yorik-Sterne, ob er in Frankreich keinen Originalkarakter angetroffen habe, den er in seinem Tristram Shandy hätte anbringen können? „Nein, war seine Antwort, die Menschen gleichen dort dem Gelde, dessen Gepräge durchs viele Reiben verwischt ist." (Olla Potrida 1786. St. I. S. 108.)

Der berühmte Dichter Barthe, hatte von Natur einen äusserst ungeduldigen Karakter erhalten; er würde gegen seinen Bedienten, der ihm seinen Kaffee zu kalt gebracht hätte, in Wuth und

Flam=

Flammen ausgebrochen seyn, und doch sahe er mit kaltem Blute die Annäherung des schmerzhaftesten Todes, und der sich gar nicht vorhersehen ließ.

Barthe, der die Dichtunst mit Leidenschaft liebte, und allerliebste Verse machte, lebte mehr in der Welt als in der Eingezogenheit. Er sang die Kunst zu lieben: die Liebe ist nicht mehr ländliches, einsames Gefühl, sobald sie Kunst wird. Der Ovid von Paris lebte zu Paris, er war Freund von allen Dinees und Soupees und er dinirte und soupirte zu viel. Er hatte alle Mittel und Wege gefunden, seine Gesundheit zu schwächen, die nicht zu verwüsten schien.

Ein Bruch hatte ihm einen Augenblick bange gemacht, allein er überredete sich, daß ein elendes und schlecht angebrachtes Bruchband ein hinlängliches Hülfsmittel wider dieses Uebel sei und hielt in dieser Ueberzeugung alle weitere Diät für höchst entbehrlich.

Den Morgen nach einem Schmause wacht er mit einer Indigestion auf. Während der Anstrengung beim Erbrechen tritt sein Bruch aus, er schiebt ihn selbst wieder zurück und bleibt unbesorgt. Ein Freund besucht ihn in diesem Augenblick, Er scherzt und

und spaßt mit ihm. Bei einem neuen Erbrechen tritt der Bruch zum zweitenmal aus, und von dem Augenblick an, ohne etwas von seinen Kräften oder seinem Muth zu verlieren und ohne daß die Umstehenden an ihm die geringste merkliche Veränderung wahrnehmen konnten, erklärt er sich für ein Kind des Todes. Man schickt nach Wundärzten, es kommen verschiedene zu gleicher Zeit. Sie untersuchen seinen Zustand und behaupten einstimmig, das er operirt werden muß. Seine Antwort war: „Meine Herren, ich bin es zufrieden, aber ich erwarte nichts Gutes davon; mein Leben kann nun nichts mehr verlängern. Lassen Sie mich erst mein Testament machen, ehe sie zur Operation schreiten.“ Man schafte ihn in ein Bad, um seine Schmerzen zu lindern, welche heftig waren. Er diktirte aus dem Bade sein Testament mit fester Stimme und standhafter Miene. Er erinnerte sich, mit unglaublicher Gegenwart des Geistes, der geringsten Kleinigkeiten. Er vergas weder die kleinste Summe, die er, noch die, welche man ihm schuldig war. Er konnte sich nicht auf die Namen einiger Personen besinnen, aber er beschrieb ihre Wohnung und ihr Aussehen. Der Marquis von Villette bringt ihm ein

Logenbillet zu der Vorstellung von Piccini's Iphigenia. „Lieber Marquis, gab er zur Antwort, man wird mich zu Grabe tragen, ich kann nicht mehr in die Oper gehen." Der Marquis glaubt, es sei eine Grille und will es ihm ausreden. „Nein, nein, sagt Barthe, die Sache ist gewis; aber lassen Sie uns von etwas andern reden. Piccini macht also sein Glück? Ich habe immer geglaubt, daß Iphigenia sein bestes Werk sey." Und nun fieng er ein Gespräch über Musick und Opern an.

Ihm fällt ein, daß er etwas in seinem Testament vergessen hat. Er bittet den Marquis es zu schreiben und diktirt ihm zum Schlus die Bitte, einige Bände aus seiner Bibliotheck anzunehmen. Hierauf begab er sich unter die Hände der Wundärzte und ihm entfuhr, während der schmerzhaften Operation, welche fünf Minuten dauerte, nicht einen Schrei.

Herr Cavalier, sein vertrautester Freund, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte, kam vom Lande, wo er ihn hatte holen lassen. „Lieber Cavalier, redete er ihn an, ich fürchtete zu sterben, ohne sie wiederzusehen." Der Anblick seines Freundes machte ihn weich, aber nicht

schwach.' Er theilte ihm noch einige von seinen letzten Willensmeinungen mit. Er gab weder den Hofnungen von Wiedergenesung, die man ihm vorspiegeln wollte, Gehör, noch bedauerte er den Verlust seines Lebens. Er beschäftigte sich blos mit den Augenblicken und Vorfällen, die nach seinem Tode sich ereignen würden, und zwar mit eben der Theilnahme und eben der Aufmerksamkeit, als man gemeiniglich sonst nur für Dinge zeigt, welche uns unser Leben angenehm machen.

„Die Sterbenden, sagt Montaigue, sprechen zum Tod: Laß mich das Werk endigen, daß ich angefangen habe; laß mich des Hauses geniesen, das ich baute;" aber Barthe sagte nicht zum Tod: „Laß mir Zeit, die hundert Verse zu vollenden, die noch an meinem Gedichte fehlen; laß mich einige Tage das neue Zimmer bewohnen, das ich mit so vielem Geschmack ausgeziert habe." Er verlies sein Gedicht und sein Zimmer eben so gleichgültig, wie sein Leben.

In einem Augenblick, wo vier oder fünf Wundärzte sein Bette umringten, rief er seinen Freund, Herrn Cavalier und raunte ihm ins Ohr: „Sie werden diese Leute bezahlen, nicht ich." — Madam Barthe lies sich nach seinem Befinden er-

kundigen. — Er schien sehr gerührt von ihrem Antheil; nur dies einzigemal sprach er nicht von seinem Tode, als von einer unfehlbaren Sache.

An einem letzten Augenblick, wo die, auf den Lippen irrende Seele den Namen Gottes ausspricht, als ob sie ihn schon zu schauen begönne, hörte man ihn auch diesen heiligen Namen nennen, aber mit der Ueberzeugung, daß er auf seine Barmherzigkeit vertraue.

So starb ein Mann, der lebte, um alle Freuden der Welt zu geniessen und sie zu besingen und der eine Menge schöner, wollüstigen Episteln, drei oder vier gut aufgenommene Komödien und ein Gedicht über die Kunst zu lieben schrieb. (Olla Potrida 1786. St. I. S. 111.)

Der Abt Blambet war ein so bescheidner Dichter, der seine Arbeiten mit eben der Sorgfalt verschlos, womit andere iedes Produkt ihrer Feder zur Schau auszustellen pflegen. Da seine Vermögensumstände nicht die günstigsten waren, so mußte er sich Anfangs mit Hofmeisterstellen behelfen. Ein vortreflicher Prälat bot ihm ein Kanonikat an; er schlug es unter dem Vorwande aus, daß er sich eines so wichtigen Amts nicht würdig fühle und einen andern Beruf erwarte, als blos

den Wunsch einer so einträglichen Stelle. Meistens vergeht das Leben unter Wünschen, unter Streben nach Reichthum und Ehre; in dem seinigen findet man mehr als einmal das ganz Eigene, daß er das Glück, welches ihn unvermuthet aufsuchte, von sich zurückwies. Fast wider seinen Willen ward er Dollmetscher an der königlichen Bibliothek, man mußte ihm vorstellen, es sei hier nur von Belohnung die Rede. Eben so lies er sich die Stelle als Bibliothekar an der königlichen Handbibliothek, so ehrenvoll und einträglich sie auch war, gleichsam aufdringen. Er verwaltete sie nachher zur völligen Zufriedenheit des Königs; selbst die Hofleute, denen er doch gar nicht schmeichelte, schätzten ihn, und suchten seinen Umgang. Doch vergas er niemals die Vorschriften des Wohlstandes im Verhältnis gegen Höhere, nennte man ihn gleich mon chêr, so gab er doch iedesmal Monsieur zurück.

Ein sonderbares Gefühl von Gleichgültigkeit gegen Alles, eine nagende Schwermuth machten ihm den größten Theil seines Lebens zur Marter. Einst sagte er zu sich selbst: „So wie ich bin, muß ich mich wohl selbst ertragen — aber müssen es andere auch? —“ Dieser so einfache

so zu rechter Zeit gefaßte Gedanke brachte die glücklichste Veränderung in ihm hervor und verwandelte den Tiefsinnigen in den heitersten, liebenswürdigsten Mann.

Er machte sehr artige Verse, aber nur wenige Personen bekamen sie zu lesen; abschreiben durfte sie niemand und dann eilte er, sie zu verbrennen. „Es war, nach seinem Ausdruck, ein artiges Opfer, das er dem Vulkan brachte." —

Er war geboren im Flecken Angerville im Lande Chartrain den 26 Jänner 1707 und starb zu St. Germain en Laye den 29. Jänner 1784. (s. Olla Potrida 1786. St. I. S. 139.)

Willhelm Anfriede Chaulieu ward 1639 zu Fontenay in der Normandie geboren. Sein Vater war Staatsrath zu Rouen. Dieser schickte ihn nach Paris in das College de Navarre, wo er sich eine große Kenntnis der Alten und die Freundschaft des Herzogs von Rochefaucault und des Abts Marsillac erwarb. Sein lebhafter Umgang und seine Talente erwarben ihm die Gunst dieser Männer und die Gelegenheit zu Kenntnis der Welt. Sie führten ihn in dieselbe ein und er ward hier sowohl wegen seiner Herkunft, als wegen

gen seiner guten Sitten sehr wohl aufgenommen. Hier erlangte er eine Bekanntschaft, die auf seine Gedichte einen großen Einfluß hatte. Die Herzogin von Bouillon, eine Nichte des Kardinals Mazarin, wollte einen großen Garten anlegen und mußte dazu die Familie des Chaulieu um eines ihrer Güter ansprechen. Der Dichter brachte diese Unterhandlung nach dem Wunsch der Herzoginn zu Stande und erwarb sich dadurch die Gnade einer Dame, die nachher die Muse seiner Lieder war. Ihr Haus war ein Tempel der Musen, sie ermunterte, belohnte, begeisterte alles, was einige Liebe für die Poesie hegte, besonders vertraut aber gieng sie mit Chaulieu um. Durch sie ward er mit dem Herzog von Vendome, einem großen Freund der Musen bekannt, der ihm, als Grosprior von Frankreich, im Priorat auf der Insel Oleron mit 28000 Livres jährlicher Einkünfte verschafte. Dazu bekam er nachher noch die Abteien Pouliers, Reues, Aumale und des hl. Stephans und so sah er sich im Stande, ein sehr bequemes Leben zu führen.

Das erste, wodurch Chaulieu als Dichter bekannt ward, war ein Rondeau auf Benseradens Uebersetzung von Ovids Verwandelungen. Er

 fand

fand bald Gelegenheit, sich noch öftrer zu zeigen und die Bekanntschaft mit Chapelle bestimmte ihn ganz für die fröhliche Dichtkunst. Nächst Chapellen war sein größter Freund der Marquis la Fare, sein Bruder im Apoll und im Bachus; sie waren unzertrennlich und theilten Vergnügen und Arbeit mit einander. Sie machten den Temple zu einem Wohnsitz der Musen; dies Haus, das einen großen Garten ausgenommen, keine sonderliche Reize hatte, ward eine Akademie fröhlicher Sänger.

Hier fanden sie die vortreflichste Gesellschaft und einen unvergleichlichen Tisch. Mit Rosen bekränzt und bei freundschaftlichen Bechern wurden sie von den Musen begeistert.

Chaulieu war kein Dichter von Profession, er dichtete, die Flasche in der Hand. In einem Zirkel geistreicher Freunde erwarb er sich die feinen Empfindungen, die seine Gedichte zugleich so reizend und so natürlich machen. Im Hotel de Rambouillet herrschte das Sistem der platonischen Liebe, im Temple überlies man sich den Empfindungen der Natur.

Graf Hamilton, J. L. Rousseau, Palaprat, Campistron, der Marquis von St. Aulaire und

viele

viele andere fanden sich dort ein. Unter solchen Freunden, dem Vergnügen und den Musen im Schoos, ward Chaulieu ein Greis, aber ein Greis, dem auch das höchste Alter die Annehmlichkeiten des Geistes nicht rauben konnte. Lebhaftigkeit, Witz, Gedächtnis und Fröhlichkeit verliesen ihn auch in den spätesten Jahren nicht. Auch da suchten die geistreichen Personen noch immer seine Gesellschaft. Der Herzog von Vendome speisete alle Abende mit ihm und gieng vor zwei bis drei Uhr des Morgens nicht von ihm weg. Er verlor das Gesicht eher, als seine natürliche Munterkeit. Der stärkste Beweis davon ist seine Neigung im achtzigsten Jahre gegen Mademoiselle Launay, nachmalige berühmte Madam Staal.

„Der arme blinde Abt, schreibt sie in ihren Memoiren, beliebte mir verführerische Reize beizulegen und weil er auf die seinigen nichts mehr rechnen konnte, so suchte er sich durch Gefälligkeit und den größten Eifer, allen meinen Wünschen zuvorzukommen, Liebe zu erwerben. Er hatte auch nichts von den Annehmlichkeiten seines Geistes verloren. Ich berufe mich auf die Verse, die wie ich glaube, seine letzten sind. Das Portrait, das er darinn entwirft, gleicht mir nicht, weder im

Guten noch im Bösen, das er von mir sagt, aber es beweißt, daß die Liebe seiner Phantasie das ersetzte, was sie durch die Jahre verloren hatte. Mit dem Weihrauch, den mir der Abt streute, wollte er oft sogar Geschenke verbinden. Als er mir einst sehr lebhaft zusetzte, 1000 Pistolen von ihm anzunehmen, sagte ich zu ihm: aus Erkenntlichkeit für Ihr grosmüthiges Anerbieten rathe ich Ihnen, wenigen Frauenzimmern ein gleiches zu thun; es könnte sich doch einmal eine finden, die Sie beim Wort hielte. O ich weis schon, antwortete er, mit wem ich zu thun habe. Diese naive Antwort machte mich lachen. — Er ermunterte mich oft, mich zu putzen und suchte mich zu beschämen, wenn ich mich nicht gut angezogen hatte. Abt! sagte ich zu ihm, ich halte alles das für Schmuck, was mir an Schmucke fehlt. — Er konnte seine Liebe nur durch seine Besorgnis für mich an den Tag legen und dies verdoppelte er, sobald mir etwas fehlte. Er schrieb mir alle Morgen und besuchte mich alle Tage, wenn ich ihm es erlaubte. Im Briefe fragte er an, und wenn ich zuweilen seinen Wagen seiner Person vorzog, schickte er mir ihn ohne Murren, und ich konnte ihn brauchen, wozu ich wollte. Ich hatte

eine

eine despotische Gewalt in seinem ganzen Hause. Wenige haben ein grosses Ansehen, die es nicht einmal misbrauchen sollten. Ich brauchte das meinige unter andern einmal bei einem kleinen Diener, der mir immer seine Briefe brachte. Er klagte mir, daß ihn sein Herr fortgeiagt hätte. Ohne zu untersuchen, ob es mit Recht oder Unrecht geschehen sei, sagte ich zu ihm: Geh wieder hin zu ihm und sage ihm, daß du bei ihm bleiben sollst, denn so wollte ich es haben. Der Abt gehorchte und nahm ihn wieder. Mein Schutzgenosse machte meiner Protektion schlechte Ehre, er machte es nur noch weit ärger, ohne daß ihm der Abt etwas darüber sagte. Beliebte es mir einmal im Temple zu essen, so brachte er, es mochte kosten, was es wollte, die angenehmste Gesellschaft znsammen. Kurz er dachte nur darauf, mir alle mögliche Ergötzungen zu machen und überzeugte mich, daß kein Glück grösser ist, als von einem Manne geliebt zn werden, der auf sich selbst nichts mehr rechnet und von uns nichts dafür verlangt."

Die Musen waren der beste Trost seines Alters, so wie sie es schon oft in seinen iungen Jahren gewesen waren, wenn ihn das Kind der Wol-

lust das hartnäckige Podogra besuchte. — Und dies besuchte ihn sehr oft, aber allemal versüßte er sich die Schmerzen durch den Umgang mit seinen Freunden und mit seiner Muse. So erwartete er den Tod ruhig und starb 1726 im 81sten Jahre seines Alters.

Er gab sich auserordentliche Mühe in die Akademie der schönen Wissenschaften zu kommen und rächte sich durch satirische Ausfälle auf dieselbe, als ihm ein anderer vorgezogen wurde.

Die vollkommne Uebereinstimmung seines Lebens mit seinen Gedichten gab diesen einen so hohen Grad des Natürlichen. Die Philosophie der Grazien, die seine Werke beseelte, war auch die Richtschnur seines Lebens. Der höchste Grundsatz seines sittlichen Sistems war der Genus der kurzen Tage, die uns das Schicksal hier vergönnt — es war der feine Epikurismus, den nur finstere Köpfe zu einem Verbrechen machen.

Er liebte eine gute Tafel, ohne sich der groben, sinnlichen Lust zu überlassen — er war Wollästling, ohne Schwelger zu seyn — scherzte, ohne zu lärmen — liebte die Mädchen in aller Unschuld — war fröhlich und heiter, ohne in

Leicht=

Leichtsinn zu verfallen — der vortreflichste Gesellschafter, der angenehmste Freund. —

Bei seinem Leben sind wenige von seinen Poesieen und diese nur zufällig im Druck erschienen. Die Mühe sie zu sammlen, überlies er seinen Freunden nach seinem Tode. (s. Olla Potrida 1786. St. I. S. 103.)

Domenichino fing zuerst an die Kuppel der Domkirche in Neapel zu malen, nachdem er sich, wegen des ihm in Rom zugefügten Unrechts hieher begeben hatte. Verschiedene andere Meister, vornemlich Guido, liesen die Arbeit an dieser Kapelle liegen, aus Furcht von den italienischen Meistern, welche die Ehre sie zu malen keinem Auswärtigen gönnen wollten, vergiftet zu werden. Domenichino stand in so großem Ruf, daß die Kirchenvorsteher bei seiner Ankunft alles, was die Neapolitaner gemalt hatten, herunter schlagen liesen. Diese wurden darüber aufs äuserste erbittert und fügten dem Domenichino so viel Verdrus zu, daß er wieder nach Rom gieng. Seine Feinde mischten Asche unter den Kalk, damit der Anwurf abfallen sollte, sie bestachen seine Leute, so daß er

Nieman-

Niemanden, auch sogar seiner eignen Frau nicht mehr traute; und sein Essen selbst kochte. Dieser immerwährende Verdrus war Schuld an seinem Tode, wenigstens starb er nach drei Jahren, wiewohl nicht ohne Verdacht, von empfangenen Gifte. Die Arbeit blieb unvollendet und seine Feinde ruhten nicht eher, als bis dieselbe abgeschlagen und die Kuppel von Lanfranco gemalt wurde. (s. Volkmanns Reisen durch Italien III. 112.)

Zu der Zeit als die herkulanischen Gemälde etwas neues waren, fand sich ein venetianischer Maler Joseph Guerra, in Rom, welcher den alten Stiel und das Kolorit ziemlich glücklich nachzuahmen wußte. Er schickte seine Stücke in aller Stille nach Neapel und sie kamen von da wieder als große Seltenheiten zurück und wurden unter dem Vorwande, daß die Arbeiter dieselben heimlich entwendet hätten, an die Liebhaber sehr theuer verkauft. Der gelehrte Aufseher des Museo Romano lies sich auch dadurch blenden und kaufte über 40 Stück für die Sammlung der Jesuiten. Der Graf Caylus lies eines davon in seine Sammlung von Alterthümer einrücken und viele Engländer

länder wurden auf diese Weise betrogen. (s. ebendas. S. 293.)

Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich nun einen Spas zu machen, mahlte er ihr Portrait und stellte das Bild an ein offenes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Konferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hatte. Da dies nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihren Irrthum gewahr. (s. Teutsch. Merkur 1777. B. I. 171.)

Rigaud (einer der berühmtesten französischen Portraitmaler) wurde, während er eine Dame malte, gewahr, daß sie entsetzliche Grimassen machte, als er den Mund malte, und durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Gezieres endlich überdrüßig. „Geben Sie sich nicht so viel

Mühe,

Mühe, gnädige Frau! sagte er, Sie haben gar nicht nöthig, meinetwegen ihrem Munde so viel Gewalt anzuthun. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeigen kann, so mache ich Ihnen gleich gar keinen. (s. ebendas. S. 172.)

Der Fürst Esterhazy war einst mit seiner Kapelle unzufrieden und wollte sie ganz abschaffen. Sein Kapellmeister Hayde, der wohl wußte, wie viel ein lebhafter sinnlicher Eindruck auf seinen alten Fürsten wirkte, komponirte eilig eine Sinfonie, in welcher eine Stimme nach der andern aufhörte, so daß der Kontrebas die letzten Takte ganz allein zu spielen hatte. Beim nächsten Konzert führte er unverhoft diese Sinfonie vor dem Fürsten auf und hieß jeden von der Kapelle, sobald er den letzten Takt von seiner Parthie gespielt hätte, das Licht auf seinem Pulte auszulöschen und davon zu gehen. So sas der letzte Kontrebassist vor seinem Pulte endlich mit einem Lichte ganz allein, und als er seine paar einsamen Takte abgespielt hatte, löschte auch er sein Licht aus und schlich davon. Den Fürsten rührte der traurige Anblick seines Orchesters, und er behielt die Leute in seinen Diensten.

sten. Diesen Entschluß feierte Hayde wieder mit der entgegengesetzten Idee. Er komponirte eine Sinfonie, in welcher eine Stimme anfängt, und die andern nach und nach dazu kommen. Bei der Aufführung zündete jeder erst sein Licht an, indem er zu spielen anfangen sollte, und so hatte der Fürst zur Belohnung für seinen mitleidigen Antheil an jenem traurigen Diminuends, ein hell erleuchtetes frölich wachsendes Crescendo zu geniessen. (s. Berlin. Archiv d. Zeit 1795. Oktobr. 362.)

Sophie Baddely, war in London 1745. geboren, und starb ebendaselbst 1786. Sie entlief im 18ten Jahre ihrem Vater Valentin Shnow, der Hoftrompeter war und ihr eine sehr feine Erziehung gab; vermählte sich heimlich mit Mr. Baddeley, und gieng zum Theater zu Drury-Lane. Sie lernte nach einer dreijährigen Verheirathung den Juden Mendoz kennen, der sie zur ersten ehelichen Untreue verleitete. Seitdem lebte sie nicht mehr mit ihrem Manne, ob sie gleich mit auf dem nämlichen Theater spielte. Der berühmte Garrick gab sich alle Mühe, beide mit einander auszusöhnen, aber umsonst. Sie bezahlte ihres Mannes Schulden, ließ sich 1767. förmlich von

ihm scheiden, und sprach nie anders mit ihm, als wenn es ihre Rolle auf dem Theater erforderte.

Unter allen Anbetern, welche Baddeley umschwärmten, liebte sie einen gewissen Johann Hanger besonders leidenschaftlich. Dieser miethete ihr eine ansehnliche Wohnung, hielt ihr Kutsche und Pferde, und stahl sich so durch sein Streben um ihre Liebe in ihr Herz. Die Willfährigkeit in allen, was sie verlangte, schwächte seine Einkünfte so sehr, daß er endlich bei weitem nicht mehr ihre Wünsche erfüllen konnte; und dennoch liebte sie ihn immer so innig wie vorher, und theilte sogar ihre Einkünfte vom Theater, die sich auf 20 Pfund wöchentlich beliefen, mit ihm. Indessen wurden die Gläubiger, die an Hanger 700 Pfund, für die er gut gesagt hatte, zu fordern hatten, immer ungestümer. Baddeley, die ihn in der äussersten Verlegenheit sah, wollte ihre Ausgaben lieber soviel möglich einschränken, als ihn auf immer verlieren oder gar unglücklich sehen. Hanger entdeckte ihr, daß sein Vater ihren vertrauten Umgang erfahren haben, und daß die Furcht seinen Zorn noch weiter zu reizen und das Unvermögen, seinen Gläubigern genug zu thun, ihn zwänge, sich ganz dem Willen seines Vaters zu überlassen,

wenn

wenn er gleich so grausam seyn sollte, ihn von dem zu reissen, was ihm das liebste auf Erden sey. Diese Erklärung machte so viel Eindruck auf Batteley, daß sie in Ohnmacht zu Boden sank, von der sie nur mit Mühe wieder zurückkam. Hanger war eben beschäftigt, alles, was ihm gehörte zusammen zu packen, als ihn Batteley bei allem, was der Liebe heilig ist, beschwor, sie nicht zu verlassen und lieber kärglich zu leben, als sich von ihm zu trennen, feierlich gelobte. Allein, alles war vergebens, er entfernte sich und überließ sie ganz ihrem Kummer. Kaum hatte er das Haus verlassen, als sie nach einer Miethkutsche schickte, in der sie vor eine Apothecke in der Dechantstraße fuhr und da 300 Tropfen Laudanum verlangte, unter dem Vorwande, sie wäre gewohnt, alle Nacht eine Dosis davon zu nehmen, und da sie nun aufs Land verreisete, so wollte sie sich auf einige Tage damit versehen. Sie eilte damit nach Hause, sprang aus der Kutsche, stürzte auf ihr Zimmer, verschluckte das Gift — entdeckt dann ihrem Kammermädchen, was sie gethan habe, und hieß sie nun zu Hanger gehen, und ihm alles erzählen, was sie gehört und gesehen habe, mit dem Zusatz, daß blos er ihr das Leben unerträg-

lich gemacht habe, das sie nun bald endigen werde. Das Mädchen lief statt dessen eilends nach Aerzten, die mit aller Mühe sie kaum nach 6 Wochen wieder herstellten.

Baddeley hatte bei ihrem ausschweifenden Leben doch immer die innigste Liebe und Hochachtung für ihre Aeltern. Nach dem Tode ihres Vaters, dessen Begräbniskosten sie mit 40 Pfund ganz allein bezahlte, gab sie ihrer Mutter wöchentlich drei Guineen. Ihr Vater wurde einst von Noth gedrungen sich an einen von seinen Bekannten, der auf Pfand lehnte zu wenden, und gegen die benöthigte Summe sein silbernes Halsband, einen silbernen Stab und drei silberne Trompeten, alles Dinge die dem Könige gehörten und bei Strafe nicht verpfändet werden durften, zu versetzen. Bald nachher sollte er als Hoftrompeter auf seinem Posten zu Windsor erscheinen. Der Wucherer war hart genug, sich durch nichts bewegen zu lassen, das Versetzte nur auf diese Paar Stunden, da er Dienst thun mußte, verabfolgen zu lassen. Er wandte sich nun gerade zu der Zeit an seine Tochter, als diese von Hanger verlassen, arm und krank war. Sie borgte sogleich von ihrer

Freun-

Freundin Steele die Summe und half ihrem Vater mit Freuden.

Ihre Gutmüthigkeit, die sie auch gegen Arme und Unglückliche zeigte, artete im höchsten Grade in Verschwendung aus. Oft wenn sie bemerkte, daß eine ihrer Mitschauspielerinnen ein Kleidungsstück an ihr bewunderte und es sich zu wünschen schien, machte sie ihr sogleich ein Geschenk damit. Sie wurde deswegen auch von ihren Mitschauspielern angebetet und alle erwiesen ihr die größte Hochachtung. Sie trieb aber auch ihre Freigebigkeit so weit, daß Niemand von dem ersten Schauspieler bis zu dem unbedeutendsten unbeschenkt blieb.

Mrs. Hopkins, vom Theater zu Drurylane, besuchte sie eines Morgens, da sie eben beim Ankleiden war, und bewunderte ein Paar silberne Schächtelchen in ihrer Toilette. Batteley machte ihr sogleich damit und mit allen den Kleinigkeiten, die noch auf dem Tische lagen, ein Geschenk. — Bei einem Jubelfeste beschenkte sie Mis Radley, die mit ihr zugleich in einem Stücke zu Drurylane auftrat, mit ihrem eignen Schmucke, von nicht weniger als 100 Pfund am Werthe, und gab ihr

noch überdies Geld und andere Dinge von Werth. — Ein Kleid mochte noch so kostbar seyn, sie trug es nie länger als drei oder viermal und schenkte es dann ihrem Kammermädchen.

Einst gieng sie in einen Juwelierladen, und nahm da für 700 Pfund Galanterien aus. Im Nachhausefahren wurde ihre Kutsche von einem Haufen Menschen aufgehalten, die um einen Mann standen, der mit einer Last gefallen war, und ein Bein gebrochen hatte. — Batteley schenkte ihm fünf Guineen, und ließ ihn in einer Kutsche nach dem Hospital bringen.

Batteleys Mutter erkrankte, da Batteley eben eine Lustreise nach Brighthelmstone gemacht hatte. Sie kehrte sogleich zurück, traf alle mögliche Anstalten zu ihrer Wiedergenesung, sas die ganze Nacht bei ihrem Bette, und setzte erst, da sich ihre Mutter besser befand, die Reise wieder fort. — Bald aber erkrankte sie vom neuen, und Batteley wurde wieder zu ihr geholt. Ihre Mutter war eine eben so zärtliche Mutter, als aufrichtige Freundinn und dabei ein sehr religiöses Weib. Batteley, die alles für ihre Mutter that, floh bestürzt zu ihrem Bette. Diese fühlte sich dem

Tode

Tode nahe, und sagte zu ihrer Tochter: „Gutes Kind! erinnere dich der Worte einer Mutter, die dich herzlich liebt, und für dich mehr fühlt, als ihr armes Herz aussprechen kann. Sei nicht böse, liebe Sophie, über den Rath, den ich dir geben werde. Ich weiß es wohl, du bist in deiner Jugend von dem Pfade der Tugend abgeleitet worden. Gott verzeihe es ihm, deinem grausamen Gemahl, und jedem der dir böses gethan. Doch es ist zu spät. Ich bitte dich also, laß ab von deinen kleinen — kleinen sage ich, nein liebe Sophie! großen Schwachheiten. Du hast Talente genug, dein Leben auf eine ehrbare Art fortzubringen; mache dich von allen Bekanntschaften mit Männern frei, besonders von solchen, die einer Frau üblen Ruf machen. O meine Sophie, die Thränen, die ich ingeheim deinetwegen vergossen, sind nicht zu zählen. Ein Stück trocken Brod ehrlich erworben, ist schätzbarer als alle Pracht, die du besitzest." — Batteley weinte bitterlich. Ihre Mutter nahm sie in ihre Arme und schluchzte die Worte: „Geh in dich, Sophie, und folge dem Rathe deiner sterbenden Mutter. Bitte Gott um Vergebung, wie ich es thue, und er wird dir gewis verzeihen. O daß ich das Ver-

 spre-

sprechen hörte, dich künftig bessern zu wollen und daß du es auch ganz erfülltest, und dein ganzes Vertrauen in unsern himmlischen Vater setztest." — Häufige Thränen liessen sie nicht weiter reden. Batteley warf sich vor ihr Bett auf die Kniee und bat sie um ihren Segen. „Liebe, liebe Mutter, sagte sie, ich habe ihren zärtlichen Rath gehört, und will ihn, so viel in meinen Kräften steht, befolgen. Ich fühle meine Schuld zu gut, allein ich hoffe, der allgütige Gott wird mir vergeben. Grämen Sie sich nicht liebe Mutter, meinetwegen. Ihre Lehren werde ich nie vergessen. Wie glücklich wäre ich nicht, hätte ich immer gut gehandelt — aber ich hoffe, es soll nicht zu spät seyn. — „Und kurz darauf reisete sie nach Paris, unter dem Vorwande, sich vierzehn Tage von der Stadt aufzuhalten, eigentlich aber ihren treulosen Hanger dort aufzusuchen. — Ihrer Mutter ließ sie 20 Pfund zurück. Und in Paris verthat sie 500 Pfund. — —"

Wie verschwenderisch Batteley war, kann man unter andern auch daraus sehen, daß sie binnen drittehalb Jahren 2000 Pfund an Galanteriehändler und 4000 Pfund für Juwelen zahlen mußte. Sehr oft legte sie in einem Tage drei Guineen aus

für

für verschiedene Blumen, wenn sie noch selten waren. Sie kaufte eines Tages einen sehr feinen Muslin mit Silbermuscheln für 48 Pfund, den sie zu einer Maske in die Redoute brauchte. Eben diesen zerschnitt sie den folgenden Tag in kleine Stückchen zu verschiedenen Tändeleien. In ihren Kellern lagen die besten französischen und spanischen Weine, doch kam nie eine Bouteille davon auf den Tisch, wenn sie allein speisete. So reichlich und kostbar alles war, wenn sie Gäste hatte, so frugal war das Mal, wenn sie allein war, wo es denn gewöhnlich in einem Schöpsenschlegel bestand. Ihre Zimmer waren mit seidnen Tapeten behangen und mit Blumen verziert, nach dem Geschmack der berühmten du Barry, wie sie es zu Versailles gesehen hatte. Sie war über ihre Neigung zum Verschwenden so wenig Herr, daß, wenn ihr ihre Freundin Steele Vorwürfe deswegen machte, sie ganz aus der Seele heraus sagte: „Aber mein Gott, warum lassen Sie mich dann so oft allein? —"

Als auf dem kleinen Theater auf dem Heumarkte das Mädchen von Bath zum erstenmal gegeben wurde, kam Mr. Foote den Abend vorher zu Batteley und bat sie, eine Loge zu nehmen,

mit dem Zusatz, daß es sie gewis nicht gereuen würde. Batteley that es, und bekam die Theaterloge, wo sie vom ganzen Komödienhause gesehen werden konnte. Mr. Foote spielte selbst in diesem Stücke. In der Mitte desselben, wenn er die Schönheit des Mädchen pries, setzte er hinzu: Weder die Schönheit der neuen Musen, noch selbst die Reize der göttlichen Batteley, die hier sitzt (indem er auf sie zeigte) gleichen jener des Mädchens von Bath. — Ein Donner von Beifall tönte von allen Seiten, und Mr. Foote mußte diese Worte dreimal wiederholen. Aller Augen waren auf Batteley gewandt, und sie erröthete ausserordentlich.

Lord Melbourne, der lange mit Batteley umgegangen war, kam eines Tages eilig und brachte eine Rolle Geld, hier, sagte er, nehmen Sie indeß, in ein Paar Tagen sollen Sie mehr haben. — Batteley fand nicht mehr als 150 Pfund darinn. Eben damals wollte sie sich mit einem jungen Engländer, Gill, vermählen und ihrem bisherigen Leben auf immer entsagen. Ihre Freundin Steele machte ihr daher nun Vorstellungen, wie sehr sie jezt bedacht seyn müßte, ihre Schulden nach und nach zu bezahlen, ehe sie an die

Heirath dächte. „Ja liebe Steele, sagte sie, das will ich, aber meine Ehescheidung muß ich zu Stande bringen und sollte es mir 1000 Pfund kosten." Steele wollte von den 150 Pfund des Lords Melbourne sogleich einige Schulden tilgen, allein Batteley wollte nicht einen Schilling hergeben. „Es ist doch billig, sagte sie, daß ich immer einiges Geld bei mir habe." Sie nahm 50 Pfund zu sich, und versprach, recht gut damit hauszuhalten. Als Steele den andern Morgen eine Visite von drei viertel Stunden gab, hatte Batteley indessen acht weisse Mäuse mit rothen Augen für 2 Guineen 12 Schillinge, einen niedlichen Eichhörnchen Bauer, um sie hinein zu sperren; ein silbernes Halsband, eine Schelle für ihre Katze und neue Käfige für alle ihre Vögel gekauft. Kurz in vier Tagen hatte sie von den 50 Pfund nicht einen Schilling mehr. Da ihr Steele darüber Vorwürfe machte, gab sie ihr den leeren Beutel und bat, ihn zum Andenken ihrer Thorheit zu behalten.

Batteley hatte oft, der beständigen Liebesebentheuer satt und wünschte sich, wie ein Einsiedler, ungekannt von der Welt, in einer Höhle wohnen zu können. Aber dies dauerte allemal nur

einige Stunden und dann gieng ihr wieder nichts über Schmuck und Puz und städtische Lustbarkeiten. Ihr ganzes Leben war eine unaufhörliche Szene von Getümmel und Zerstreuung, daß man sich wundern mußte, wie Batteley immer so schön und jugendlich dabei aussehen konnte. Oft kam sie im Sommer erst morgens um drei Uhr von einer Lustparthie, wechselte, ohne auszuruhen die Kleider und fuhr sogleich wieder 10 bis 12 Meilen zu einem Frühstück. (So machte sie es oft fünf bis sechs Tage hinter einander, ohne auszuruhen.) Dann folgte eine Spazierfahrt nach dem Hydepark, hierauf giengs zur Toilette, von da in die Komödie, von da wieder nach Ranelegh, von wo sie erst Morgens um zwei Uhr zurück kam. Nun soupirte sie erst und ließ bald darauf wieder anspannen, um an irgend einem Orte zu frühstücken. Wo sie hinreiste, es mochte noch so weit seyn, fuhr sie Tag und Nacht in einem fort, immer mit vier Pferden und so geschwind als nur der Kutscher jagen konnte — denn um Räuber oder andere Zufälle bekümmerte sie sich gar nicht. Auf diese Art verthat sie dann einen großen Theil ihres Geldes. Wenn andere den Kutschern 2 Schillinge gaben, gab sie 4, und eben so freigebig war sie auf der

Reise

Reise gegen alle, die sie bedienten. Alles floh nur zu ihrem Befehle, und überall wußte man sie zu schätzen.

Batteley, so glänzend sie auch immer gelebt hatte, sah sich nach und nach dem dringendsten Elend ausgesetzt, und hatte oft nicht 11 Schillinge in ihrem Vermögen. Sie verfiel in eine Art von Wahnsinn, von welchem sie nur mit Mühe wiederhergestellt werden konnte. Die meisten ihrer Anbeter bekümmerten sich nicht mehr um sie. Einigemal wurde sie gar Schulden halber ins Gefängnis gesetzt. Endlich gieng sie eben nicht in den besten Umständen nach Irland, wo sie mit vielem Beifall beinahe zwei Jahre wieder auf dem Theater spielte. Kränkliche Umstände nöthigten sie, das Theater wieder zu verlassen. Ihre Mitschauspieler dachten großmüthig genug, ihr vermittelst einer Subscription soviel auszuwerfen, als sie zu ihren Bedürfnissen brauchte. Sie genoß es aber nur wenige Monate und starb 1786. an der Schwindsucht. (s. Leben der im J. 1786. zu London verstorb: Schauspielerin Sophie Batteley von ihrer Freundin Steele 1793.)

Der

Der englische Schauspieler Quin, der sich erst beim Theater zu Coventgarden, wo Rich Direkteur war, befand, begab sich nach Bath und schrieb von da folgenden lakonischen Brief an Rich:

„Ich bin in Bath.

Der Ihrige

Jakob Quin."

Die Antwort war in dem nämlichen Tone geschrieben:

„Bleiben Sie da ins Teufels Nahmen.

Der Ihrige

Johann Rich."

(s. Merkwürd. aus Tate Wilkinsons Lebensgesch. 1795. S. 10.)

Der englische Schauspieler Foote, dem seine beissende Satire und so mancher Unfall viele Sorgen machten, gerieth auf einen glücklichen Einfall, der ihn auf einmal wieder hob:

Er kannte den guten Willen der Stadt und ließ daher seinen Freunden und dem Publikum seinen Respekt vermelden, und lud sie ein, jeden Morgen um das gewöhnliche Legegeld im kleinen

Theater

Theater auf dem Haymarket bei ihm Thee zu trinken.

Der Scherz gelang, das Haus war gedrängt voll; er trat hervor und sagte: während der Thee gemacht werde, wolle er mit ihrer Erlaubnis seinen Unterricht mit einigen jungen Schauspielern die er für die Bühne bilde, fortsetzen.

Der Einfall gefiel und es ward allgemein Mode, jeden Morgen bei Herrn Foote eine Schaale Thee zu trinken. Zwei oder drei Jahre nachher benannte er daher seine mimische Stücke Theegesellschaften.

Die übrigen Schauspieler waren über den Fortgang dieser Morgenbelustigungen so besorgt, daß sie sämmtlich schrieen, sie würden durch Footes Mimick ganz zu Grunde gerichtet werden. Foote hatte daher den spashaften Einfall: weil die Sache so wäre, so sei es seine Schuldigkeit sie zu versorgen, und, statt sie länger reimlose Verse morden, oder Könige, Königinnen, Edelleute und Edelfrauen vorstellen zu lassen, wolle er sie da anstellen, wo man ihre Talente und ihre Aufführung besser nutzen könnte.

Quin bestimmte er wegen seiner hellen Stimme und seiner nachdrücklichen Manier zum Nachtwächter, „die Glocke hat zwölf geschlagen; zwölf ist die Glocke.“

Delane, von dem man sagte, daß er nur mit einem Auge sehe, sollte als ein Bettler auf dem Paulskirchhof angestellt werden: „Haben Sie Mitleiden mit einem armen blinden Manne.“

Ryan, der eine mistönende, durchdringende Stimme hatte, bestimmte er zu einem Scheerenschleifer. „Schleif Messer, Scheeren, Federmesser, schleif.“ —

Mistriß Woffington, die bei aller ihrer Schönheit, einen unangenehmen kreischenden Ton hatte, machte er zu einer Aepfelsinenhöckerinn: „Aepfelsinen, Citronenschnitte, meine Damen und Herren: belieben Sie auch Nonpareils? belieben Sie einen Komödienzettel?“

Für Woodward war er verlegen, eine passende Versorgung zu finden, daher sprach er folgende Stelle aus dem Sir Fopling Flutter mit Woodwards Stimme und Geberden: „Wo ich gehe, da geht ein Kavalier; mein Seel ein Kavalier, und wenn ihr sagt, ein Kavalier; ei ja

(hier

(hier nahm er seine eigene Stimme und Anstand wieder an) so habt ihr mehr gesagt, als wahr ist.

Foote war aus einer angesehenen Familie aus Drevenschire gebürtig. Er hatte ein beträchtliches Vermögen bei seinem Eintritt in die große Welt, und mannichfaltige Verbindungen mit den angesehensten Leuten des Königreichs. Er verschwendete aber bald den größten Theil seines Vermögens und fieng daher seine Finanzoperationen zu Haymarket an. Im Jahr 1748. da er eine beträchtliche Erbschaft that, verließ er die Bühne, ohne zu vermuthen, daß sie noch einmal sein bestimmtes Loos seyn sollte. Als sein Vermögen durchgebracht war, sah er sich genöthigt, zum zweitenmal bei der Bühne Schutz zu suchen. (s. ebendaselbst, S. 12.)

Mistris Woffington, eine große englische Schauspielerin bei Garricks Theater, welche besonders in Mannskleidern eine schöne Figur machte, kam einst nach einer Lieblingsszene in Heinrich Wildair in vollem Feuer in die Theaterstube und erzählte Mrs. Clive in einem triumphirenden Tone, sie hätte solchen Beifall erhalten, daß sie

wahrhaftig glaubte, die Hälfte der Zuschauer halte sie für eine Mannsperson. Oh, sagte Clive spöttisch, machen Sie sich keine Sorgen, wenn Sie zufrieden sind, daß die andere Hälfte das Gegentheil wisse. (s. ebendas. S. 18.)

Als der englische Schauspieler Holland zum erstenmal den Hamlet spielte, war die Bühne in dem schlechtesten Zustande. Als er beim Anblick des Geistes erschrack, flog sein Hut a la mode vom Kopfe. Ein gutmüthiges Weib in einem rothen Mantel, die Hamlet über die kalte schneidende Luft klagen hörte, schritt mit aller ersinnlichen Gemütsruhe über die Bühne, hob den Hut auf und setzte ihn mit aller Sorgfalt fest auf Hamlets Kopf, der bei diesem Vorfall in der That so bestürzt war, als er kurz vorher nur schien. Die Zuschauer brachen in ein solches Gelächter aus, daß der Geist sich ohne alle Umstände entfernte, und Hamlet, der ihm in der Höflichkeit nicht nachstehen wollte, folgte ihm unter dem Beifall der Zuschauer. Die alte Frau stand wie versteinert da, über ein so plötzliches Gelächter. Es währte noch einige Zeit lang und brach noch einmal

mal bei der wiederholten Bescheinung des Geistes aus. (s. ebendas. S. 57.)

Garrick war beständig unruhig, begierig nach Aufmerksamkeit und Schmeichelei und so furchtsam für seinen Ruhm, daß der blose Gedanke an die Möglichkeit, ihn zu vermindern, seine nächtliche Ruhe stören konnte. Er führte eine zeitlang einen Briefwechsel mit einem gewissen Swan in York, der ehemals Schauspieler und Direktor gewesen war und sich einbildete, daß er allein Shakespears Othello lesen und beurtheilen konnte. Swan sagte einst, da er gerade Jakson unterwies, „Keiner versteht Othello, ausser mir." — „Ha! Was denken Sie von Garrick?" — „Dazu ist er gar nicht fähig, er hat weder Verstand noch Kenntnisse genug." Moody, der dies hörte, erzählte es nachher Garrick, bei dem er eben einige Briefe von Swan fand, worinn er Garricks Verstand große Lobsprüche ertheilte. — Garrick erhielt nachdem noch oft Briefe von Swan, beantwortete aber keinen. —

So sehr auch Garrick an Witze Foote weit nachstand, so übertraf er ihn doch an Scharfsinn,

 und

und hatte dabei einen schnellen durchdringenden Blick. Wenn er im Gegentheil glaubte uneingeschränkt und bewundert zu seyn, schwatzte er oft Zeug, dessen ein Kind von acht Jahren sich schämen würde. Sein Stocken im Reden, eine üble Gewohnheit, die ihm manches Gelächter zuzog, entstand aus zwei Ursachen, aus Affektion und aus Furcht, zu Versprechungen verleitet zu werden, welche er nicht zu halten gedachte; daher vermied er jede gerade Antwort durch: „Ja — ei — nu — wenn Sie nicht wollen — ei — ich weiß nicht — aber — ich will es überlegen — und — da ich Sie auf den Dienstag wiedersehe, — ei nun — Hm! — Sie wissen, daß — aber meine Frau wartet auf mich — und nun — ich meine nun — ei — nun Dienstag — vergessen Sie nicht Dienstag —" u. s. w. —

Geld pflegte er selten bei sich zu tragen, und durfte daher nur sein Unvermögen bedauern, wenn etwa ein Leidender ihn ansprach, wenn er ja sehr gerührt war, wandte er sich allenfalls zu seinen Gefährten. „Ei Holland! (oder wen er sonst vor sich hatte) können Sie nicht für den armen Teufel eine halbe Krone auslegen?" — Wenn dieser

dieser es that, so war es ein hübsches Späschen, und, um den Spas nicht zu verderben, gab er nie etwas wieder. (s. ebendas. S. 117.)

Der Erzbischof von Canterbury, war ums Jahr 1765. mit dem Komödianten Betterton bekannt. Einst sagte der Erzbischof zu diesem: „Sagen Sie mir, Betterton, wie kömmt es, daß die Schauspieler auf dem Theater ihre Zuhörer durch lauter erdichtete Dinge so rühren können, als ob alles wahr wäre, da wir in der Kirche von wirklichen Dingen sprechen, die auf die Zuhörer nicht mehr Eindruck machen, als wenn sie erdichtet wären.“ — „Ei Milord, sagte Betterton, das ist leicht zu begreifen, wir Schauspieler sprechen auf dem Theater von erdichteten Dingen, als ob sie wahr wären, und Sie sprechen auf der Kanzel von wahren Dingen, als ob sie erdichtet wären. (s. ebendas. S. 255.)

Mignards (ersten Malers Ludwigs XIV.) größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italiänischen Maler so gut zu erhaschen, daß es beinahe unmöglich war, seine Kopieen von Ori-

ginalen zu unterscheiden. Einst malte er eine Magdalene in Guido Reins Manier, und verkaufte sie als ein ganz frisch aus Italien angekommenes Stück von Guido, an einen sogeuannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand stecken; er sei betrogen worden; das Stück sei nicht von Guido, sondern von Mignard. Der Amateur wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er sich an Mignard selbst wandte. Dieser versicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief sich auf Le Brün, der damals erster königlicher Maler war und für ein Orakel in seiner Kunst galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein, und legte dem ersten den Fall zur Entscheidung vor. Le Brün, nachdem er die Magdalene lange und scharf untersucht hatte, that den Ausspruch, sie sei von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. Jezt will ich gestehen, daß ich das Stück selbst gemalt habe, sagte er, und damit kein Zweifel blieb, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Busfertigen einen Kardinalshut finden. Da dies nicht anders, als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was nöthig war, wischte die Haare weg,

und

und des Kardinalsbaret war sichtbar. Hier ist ihr Geld wieder, sagte er zum Käufer, und das Gemälde ist mein, wer es gemalt hat, wirds auch wieder herzustellen wissen. Und Mignard gieng fort und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brün erwischt hätte. (Teutsch. Merkur 1777. B. I. 173.)

Ludwig XIV. wollte einst vom Duc de Montausier wissen, was er von Le Brün und Mignard als Maler hielt. „Sire, antwortete dieser freimüthig, ich verstehe mich nicht auf Malerei, aber mich dünkt, die beiden Leute mahlen, wie ihr Name lautet.“ Und so war es auch. Le Brün affektirte, um den großen Meister der römischen Schule auch in diesem Stück zu gleichen, sehr ins Braune zu malen, und alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise. (s. ebendas. 174.)

Le Süeur, der französische Raphael, wurde zur Zeit, da Le Brün galt, wenig geachtet. Als dieser die Gallerie des Herrn Lambert de Tho-

rigng ausmalte, arbeitete Le Süeur in einem daranstoßenden Kabinet an einigen kleinen Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päbstliche Nuncius kam, die Gallerie zu sehen. Le Brün, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich mit allem Empressement eines Galant-Homme, der die Honeurs seiner Galerie machen wollte, entgegen, und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuncius wollte nun auch sehen, was in dem Kabinet gemalt würde. Le Süeur, der da in ziemlich armer Gestalt sas und arbeitete, begnügte sich, seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort zu arbeiten, ohne sich zu kümmern, was neben und um ihn vorgieng. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Süeurs Figuren geworfen hatte, sagte zu Le Brün, den er für einen Monsieur vom Hause hielt. „Man hätte die großen Stücke, die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann (auf Le Süeur zeigend) ausführen lassen sollen, und diese kleinern Figuren hier dem Andern überlassen, der die Galerie gemalt hat. (s. ebendas. 174.)

Hogarth zeichnete in seinen frühern Jahren einst einen bekannten Geizhals, einen Scherif von London, wie er über einen Hund ein inquisitorisches Verhör hält, der seine Küche bestolen hatte. Der Sohn dieser Magistratsperson aber gieng zu Hogarth ins Haus, und schnitt das Gemälde in Stücken. (s. Teutsch. Merkur 1781. B. I. S. 30.)

Händel, der berühmte Tonkünstler, riß einst bei einer Probe dem Corelli, einem ebenfalls großen Musiker, der das Orchester bei einem von Händels Stücken anführte, voll Eifer die Violine mit Gewalt aus der Hand und spielte ihm eine Stelle, die verschiedenemal nicht recht gespielt worden war, vor. Der sanftmüthige und kunstverständige Corelli antwortete bescheiden: Ma caro Sassone, questa Musica é nel stilo francese, di chi io non m'intendo. (Mein lieber Sachse, auf eine Musick im französischen Stiel, verstehe ich mich nicht.) (s. Nicolai Reisen d. Deutschl. und die Schweiz. B. IV. S. 533.)

Ernst Kuhne, der in Wien 1783 eine wandernde Gesellschaft hielt, welche spielte, sang und

 tanzte,

tanzte, gab im Theater am Kärnthner Thore unter andern ein Stück: Der Haushan, ein Faschingsstück in zween Aufzügen mit Musick, das eben so sonderbar als lächerlich war. Die Schauspieler waren wie Hähne und Hennen mit Federn ausgeputzt, und dabei sangen diese Hähne und Hennen verschiedene Arien, welche sie recht karaktermäsig krähten und kackerten. (s. Nicolai Reisen. B. IV. S. 610.)

Der bekannte englische Schauspieler, Tate Wilkinson (geb. d. 27sten Okt. 1739) dessen Vater Kapellan in der Savoyerkirche in London war, genos einer sehr nachläsigen Erziehung. Doch brachte er als Knabe seine müssigen Stunden nicht mit Kräuseln, Bällen oder in Gesellschaft von Gespielen seines Alters zu, sondern sein liebster Zeitvertreib war ein Gebetbuch und er brachte den ganzen Tag damit zu, Predigten und die Agende durchzulesen. Darinn hatte er denn solche Fortschritte gemacht, daß er in verschiedene Familien gebeten wurde, blos um Gebete vorzulesen. Dieser frühe Anstrich von Ernst zog die Aufmerksamkeit der Freunde seines Vaters auf sich. Seine Reden waren vortreflich, seine Stimme hell,

stark und wohlklingend, seine Gestalt einnehmend. Er ward dadurch so sehr eingenommen für die Würde seiner Amtsverrichtungen, daß er nicht ruhte, bis er einen alten Chorock aufgetrieben hatte, und dann war seine ganze Wonne beten und predigen. Gewöhnlich schloß er sich in der Stube ein, die er für seine Kirche hielt und verrichtete in einem großen Stuhle, woraus er den Sitz genommen hatte, die Morgen- und Abendandachten, wie es die Tagszeit mit sich brachte; dann legte er den Sitz wieder hinein, warf den alten Chorrock ab, bestieg den Stuhl, und hielt so über die Lehne herab mit vielem Pathos eine Rede, die er meistens von seinem Vater hatte. Sein Vater freute sich darüber auserordentlich, meinte, er würde einst ein großes Licht werden, wenn er sich der Kirche widmete, und hielt es für sehr nöthig, den Jungen Schauspiele sehen zu lassen, und ihn dadurch noch mehr zum öffentlichen Redner zu bilden. Allein Tate, der einst in einem Alter von fünf bis sechs Jahren in einer Marionettenbude ein Seegefechte und schreckliches Gemetzel mit angesehen hatte, empfand seitdem einen so großen Wiederwillen gegen alle Schauspiele, daß er schlechterdings in keines gebracht werden konnte.

Als er acht Jahre alt war, nöthigte ihn sein Vater mit Gewalt in ein Schauspiel zu gehen, jedoch unter der Bedingung, ihn nie wieder dazu zu zwingen, wenn er keinen Gefallen daran fände. Voll Verdrus gab Tate dieser Grausamkeit, wie er sie nannte, nach. Als er von Hause an mit langsamen Schritten bis Southhamptonstreet gekommen war, ward er so verdrüslich, daß der Diener, dem er anvertraut war, ihn bis Coventgarden schleppen mußte. Als sie beim Schauspielhause ankamen, konnte Tate nicht in die Logen oder das Parterre gelassen werden, ein glücklicher Umstand für ihn, seine Rückkehr zu begünstigen, und wäre er sich selbst überlassen gewesen, so würde er auch bald nach der Savoyerkirche zu gewandert seyn. Aber der Diener, der gern das Schauspiel sehen wollte, hielt ihn wie seinen Gefangenen, führte ihn fort und steckte ihn glücklich in die Gallerie. Statt Vergnügen zu haben, brachte Tate seine Zeit mit Seufzen und Schluchzen zu. Aber kaum war der erste Aufzug geendigt, so glaubte er in dem Elisium zu seyn, das er sich sonst im Gebet erfleht hatte; alle Freuden der Frömmigkeit, die noch den Tag vorher so anziehend waren, waren auf einmal verschwunden

und

und seine Einbildungskraft war ganz von den bezaubernden Reizen des Schauspielhauses, den Schauspieler und Schauspielerinnen eingenommen.

Sein Vater war über diese Veränderung gar sehr erfreut und hielt sie für ein gutes Mittel, seinen Sohn zu einem tüchtigen Prediger zu machen. Dieser warf nun sein voriges Tabernakel um, und wandte seine Abende dazu an, Lichterchen anzuzünden, sich in eine fantastische Tracht zu kleiden und Rollen aus den Stücken, die er gesehen hatte, zu wiederholen. Seine Neigung zum Theater wuchs nun mit jedem Tage, ein Schauspiel einstudiren war sein Lieblingsgeschäft, und die Schule ihm eine unerträgliche Last. Er versuchte es bald einigemal öffentlich aufzutreten, allein er ward ausgezischt, er bot sich verschiednen Theaterdirekteurs an, aber umsonst, bis sich endlich Garrick seiner annahm.

Wie wenig er anfänglich auch hier geschätzt wurde beweiset folgende Anekdote: Bei der Probe von Romeo und Julie sagte ihm der Soufleur in Garricks Nahmen, daß er im letzten Akt die Fackel tragen und sich bei allen Stücken zur Aufwartung einfinden sollte. — Garrick selbst trat hervor und

sagte

sagte laut vor der ganzen Gesellschaft: So habe ich es befohlen, und wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so werde ich Ihnen die Kleider abnehmen, und Sie in diesem Augenblick von meinem Theater entlassen. — Aber bald darauf nahm ihn Foote, der seine Talente in der Mimik besonders zu schätzen wußte, mit nach Irland, und er bildete sich dann zu einem der besten englischen Schauspieler, der sich besonders in der Kunst abzunehmen, d. h. die Manieren anderer nachzuahmen, hervorthat. (s. Merkwürdigk. aus Wilkinsons Lebensgeschichte 1795.)

Der bekannte Jomelli, einer der größten Tonkünstler seiner Zeit, ward durch seine Gönner und unter andern durch den Kardinal Alexander Albani zur Erlangnng der Stelle eines Kapellmeisters bei St. Peter begünstigt; aber nach der festgesetzten Gewohnheit kann derjenige, welcher sich um diese Stelle bewirbt, nicht anders, als durch ein von den Akademisten von St. Cecilia erhaltenes Brevet und nach einer sehr strengen Prüfung, dazu gelangen. Jomelli, so sehr er Komponist und Mann von größeren Fähigkeiten war, als alle, die

ihn

ihn prüfen sollten, hatte sich in seiner Jugend wenig um die ersten Grundsätze der Kunst bekümmert, und wagte daher nicht, sich einer Prüfung zu unterwerfen. Allein einige Zeit nachher fand er zu Bologna den berühmten Peter Martini, einen der gelehrtesten Professoren Europens und lernte von diesem in wenigen Tagen mehr, als alle die, welche ihn furchtsam gemacht hatten.

Jomelli kehrte zum Kardinal zurück und erbot sich zum Examen, jedoch mit der Bedingung, daß, er möge nun angenommen werden oder nicht, alle diejenigen, die ihn prüfen sollten, von seiner Seite gleichfalls einer Prüfung sich unterwerfen müßten. Tags darauf erhielt Jomelli sein Brevet als Kapellmeister von St. Peter und einer Prüfung ward nicht mit einer Silbe gedacht. (Ausz. aus de Non Reisen durch Sizilien und Neapel II. 77.)

Tasso liebte, wie bekannt, zu seinem Unglück, die Schwester des Herzogs Alfons d'Est, ohne seine Liebe gestehen zu dürfen und sein Leben ward seitdem eine Kette von Elend. Unvorsichtig genug entdeckte er dies wichtige Geheimnis einem Freunde, der niederträchtig genug war, es zu verrathen.

rathen. — Der zur Verzweiflung gebrachte Dichter brach in Vorwürfe gegen den Verräther aus; und da er unbescheidene Antworten erhielt, so gab er ihm in einem Saale des herzoglichen Pallasts eine Ohrfeige; eine Beleidigung die natürlich den Zweikampf nach sich zog.

Ein allgemeines Vorurtheil will es den Zöglingen Apolls nicht zutrauen, als wenn sie sich bei dergleichen Gelegenheit standhaft und muthig zu benehmen wüßten. — Nicht so Tasso, der sich eben so als epischer Dichter, als auch als Mann auszeichnete.

Als er sich vor das Thor St. Leonardo, den zum Zweikampf bestimmten Ort begab, glaubte er es nur mit einem Gegner zu thun zu haben; aber kaum hatte der Streit angefangen, so fand er sich von drei Brüdern seines Feindes umringt. — Die Gefahr entflammte seinen Muth, er vertheidigte sich gegen vier Gegner oder vielmehr gegen vier Meuchelmörder; zween von ihnen hatte er bereits verwundet, und hätte der noch übrigen sich vielleicht gleichfalls entledigt, als Vorübergehende auf das Geräusch zueilten und dem verhaßten Kampf ein Ende machten. Von nun an ward

sein

sein Muth berühmt und gab zu folgendem Sprichworte Anlaß:

Colla penna e colla ſpada
Neſsano val quanto Torquato.

Alles übertrift Taſſo, sowohl an Gelehrsamkeit als an Muth.

Die Flucht nahmen seine Gegner, aber er hielt fliehen für Schande und ward, auf Befehl des bereits gegen ihn aufgebrachten Herzogs, gefangen genommen.

Tasso war von schlanken wohlgebildeten Wuchs, sein Temperament feurig und zu jeder Leibesübung geschickt; seine Gesichtsfarbe fiel ins blasgelbe; sein Kopf war lang mit erhabener Stirne; sein kastanienbraunes Haar trug er abgeschnitten und dies bildete am Vordertheil des Haupts eine Glaze. Blau und gros waren seine Augen, schmachtend und ernst sein Blick, erhaben wie sein Gedanke; schön und getheilt waren seine dunkelfarbnen Augenbraunen; die Nase war gros und gebogen, Wang und Lippe bleich, der Mund von weiter Oefnung, das Kinn viereckig, der Bart dicht und hellbraun, die Zähne standen weit, aber waren weis und gut gewachsen, der Hals war im Ebenmaas mit dem Kopfe; Brust und Schultern wa-

ren breit und gerade, die Arme lang und wohlgebildet, die Hände schön, weis und zart, die Finger gelenksam, die Füsse gut gebaut, und, so wie überhaupt sein ganzer Körper, mehr nervicht als fleischicht. Er pflegte stets langsam und laut zu sprechen und fast immer die letzten Worte zu wiederholen; lachen sah man ihn selten und nie mit Erschütterung. Seine Bewegungen beim Sprechen waren beinahe unmerklich, und im öffentlichen Gespräch gefiel er mehr durch Schönheit des Gesagten, als durch Gebärde und äusere Anmuth.

Bei vielem Verstande und schnellem Witze, der sich nicht selten in Satire äuserte, war seine Seele gros und erhaben, dachte er edel und gut, ehrte Religion und Tugend, war bei ieder seiner Schickungen gelassen, murrte nie gegen die Vorsehung, verzieh leicht seinen Feinden und wich nie von dem Pfade der ernsten Rechtschaffenheit. Mit etwas zu viel Bedenklichkeit schlug er oft Güter aus, die ihm angeboten wurden und beraubte sich dadurch selbst mancher erlaubten Bequemlichkeit des Lebens, aber mit festem Mannsinn trat er auch den Stimmen der Verführung entgegen, selbst wenn sie durch den Mund des Wohl-

thä-

thäters ihn zu bestricken suchte. (s. Ausz. aus de Non Neapel und Sizilien, S. 11 und 29.)

Michael Angelo Buonarotti hatte schon ein Denkmal für seinen Beschützer, den Papst Julius II., der ein kühner, große Unternehmungen liebender Geist und zugleich ein thätiger Beförderer der Künste war, entworfen, das an Kunst und Größe alles, was in dieser Art vorhanden war, überglänzen und sowohl des Künstlers als seines Beschützers Unsterblichkeit bewahren sollte; als plötzlich der Papst durch Bramanta's Anrathen, der auf Michael Angelos steigenden Ruhm eifersüchtig war, bewogen, seinen Endschluß änderte und ihm die Decke der Sixtinischen Kapelle zu malen übertrug. — Dieser, der nie in Fresko gemalt hatte, und die ihm gelegte Schlinge errieth, wandte alles an, den erhaltenen Auftrag abzuhelfen, aber er mußte dem ungestümen Eigensinn des gegen alle Einwendungen verhärteten Papstes nachgeben. — Nun ließ er die besten jungen Maler seiner Zeit, die zum Theil noch seine Mitschüler gewesen waren, von Florenz nach Rom kommen, um sich ihrer Hülfe bei diesem Werke zu bedienen, und

 ent=

entwarf den Plan des Ganzen, die Eintheilung der Decke und die Kortons zu den Gemälden. — Kaum hatten jene Künstler den Anfang gemacht, der aber seinen Erwartungen nicht entsprach, weil ihr Geschmack ihm zu kleinlich war, als er sie sämmtlich aus der Kapelle ausschloß, und seinen eignen Kräften sich vertraute. Eine feurige Ruhmbegierde, die hier ein Feld für seine Unsterblichkeit geöfnet fand, und der süsse Vorgenus der Rache, seine Neider, die bereits über die Verlegenheit, worein sie ihn verstrickt zu haben glaubten, heimlich triumphierten, siegreich zu Boden geworfen zu sehen, feuerten seinen Muth noch stärker an. Er arbeitete mit unglaublicher Emsigkeit und Anstrengung und in zwanzig Monaten stand dieses kolossale Werk, bis auf die Nachhülfe der letzten Hand, die ihm die Ungeduld des Papstes nicht mehr daran zu legen vergönnte, zur Bewunderung des hinzuströmenden Roms und zur Beschämung seiner Feinde da. Sein Künstlerruhm war jezt über jeden fernern Angrif erhaben. (s. Neuer teutscher Merkur, Sept. 1795. S. 25.)

Der große Pater Corneille, dessen Geist so=viel Aehnlichkeit Aeschylus und Shakespear hat, der die erhabensten Gesinnungen des Helden so stark und wahr ausdrückte, hatte im Aeusern nichts, was im mindesten seinen hohen Geist an=kündigte; im Gegentheil war seine Unterhaltung so unschmackhaft, daß er seine Zuhörer mehr da=mit belästigte, als ergötzte. Die Natur, welche die volle Phiole des Genies über ihn ausgegossen hatte, vergas oder verschmähete es vielmehr, so seltene Gaben mit alltäglichen zu vermischen. Selbst die Sprache sprach er nicht korrekt, die er so meisterhaft schrieb.

Als ihm einer seiner Freunde einst vorstellte, daß er sich doch einige Mühe geben möchte, die Plattheiten und Plebeismen aus seinem mündli=chen Vortrage hinwegzuschaffen, lächelte er und sagte: „Ich bin darum nicht minder Pater Corneille. (s. Englische Blätter 1795. B. IV. Heft 1. und 2. S. 126.)

Erasmus von Rotterdam und der bekannte Maler Holbein, waren sehr gute Freunde. Dies sieht man besonders aus einem Exemplar von Eras-

mi laus memoriae, welches sich auf der Bibliothek in Basel befindet. Holbein hat auf jeder Seite kleine Sinnbilder, welche sich auf den sinnreichen Inhalt der Schrift beziehen, hingezeichnet. So malte er bei den Worten: Epicuri de grege porcus — einen Trunkenbold, der ein Mädchen kareßirte. Erasmus kam darüber und schrieb zu porcus: Holbein. (s. Briefe eines reisenden Dänen über Teutschland d. Schweiz und Frankr. 1793. S. 145.)

Rousseaus Verheirathung mit le Vasseur, seiner Haushälterin, war, wie alles, was seinen Lebenswandel betraf, sonderbar. Fünf und zwanzig Jahre hatte sie ihn und sein Haus regiert, er hatte mit ihr verschiedene Kinder gezeigt, die er, ohne sich um sie zu bekümmern, in einem Findelhause erziehen ließ. Sie bat ihn oft, sich zu verheirathen, und — endlich — er wohnte damals in Bourgoins, einer kleinen Stadt in Dauphine, unter dem Namen Renou, bat er einen Freund, den einzigen, mit welchem er umgieng, ihm auf einem Spaziergange mit der le Vasseur Gesellschaft zu leisten. Sie kamen tief in ein Gehölz.

Rousseau stand still und sagte zur le Vasseur: Sie wünschten, daß ich Ihr Mann würde; wohl! ich schwöre hier vor dem Himmel: ich erkenne Sie für meine Frau; M. Monteizet ist meines Eides Zunge; er soll mich so stark binden, als wenn unsre Heirath durch die Kirche oder durch eine öffentliche Handlung geheiligt wäre. —

Als Monteizet nachher seine Verwundrung ihm bezeigte, daß er sich mit einem seiner so unwürdigen Frauenzimmer verbände, sagte er: Ich weiß wohl, daß sie meiner Moral nicht nothwendig ist, aber, sie kocht mir eine gute Suppe, wenn ich krank bin. (s. Ebendas. S. 152.)

Joh. Holzer, ein Augsburger Maler und gleichsam der Wiederhersteller der Freskomalerei in Teutschland; war in einem Dorfe nicht weit von Augsburg geboren. Er studirte zu Augsburg auf dem Gimnasium bis zur Theologie. Von ohngefähr kam er zu dem damaligen berühmten Maler, dem alten Bergmüller, legte sich sogleich aufs Zeichnen, und trieb es Anfangs als eine Nebensache, hernach aber ernstlicher zwölf Jahre lang; Alsdenn begab er sich durch Gelegenheitsumstände

 an

an das Wassermalen, welches damals sehr in Aufnahme war, und zierte Augsburg mit sehr vielen solcher Gemälde. Durch den guten Ruf seiner Landsleute wurde er zur nämlichen Zeit als der beste Freskomaler bekannt; und so kam er auf Begehren nach der Abtei Schwarzach. Er akkordirte gleich Anfangs seine Malerei Stückweis, wobei er zu Ende seiner Arbeit mit den Klostergeistlichen uneins wurde, die ihm seinen Arbeitslohn nach dem Raum und nicht nach der Kunst abmessen wollten, worauf er die Abtei verließ und in die Niederlande reißte. Auf seiner Reise nach Brüssel erkrankte er, und starb zu Brüssel an einem hitzigen Fieber, in der Blüthe seiner Jahre. (s. Mausels Miszell. G. I. S. 45.)

In der Kirche zu Schwarzach befindet sich ein merkwürdiges Altarblatt von einem gewissen Albrecht, einem Teutschen, der in der römischen Schule sehr lange studirt haben soll. Es ist ein Ecce homo! so solid gemalt und die Erfindung so geistreich, daß man deutlich sieht, mit welchem religiösen Eifer sich der Künstler in diese Situation zu setzen gewußt hat. In einer sonderbaren

Laune

Laune hat er den Soldaten, der Christum hält und dem Volke vorstellt, als einen Kroaten gemalt.

Im letztern preußischen Kriege kamen Kroaten in die Gegend von Schwarzach; etliche sahen die Kirche, wohin sie der damalige Abt Christoph begleitete. Einer, voll Eifer für die Ehre seiner Nation, wollte das Bild sogleich in Stücken hauen und drohete gleiches Schicksal dem Künstler, der seine Nation so entehret und einen Kroaten unter die gesetzt, die den Sohn Gottes gekreuzigt, wenn er ihn durch einen Zufall irgendwo antreffen würde.

Die Klugheit des Abts besänftigte aber den aufgebrachten Krieger und rettete das Bild vom Verderben. Er sagte ihm: Freund! ihr seyd zu hitzig, und betrachtet das Bild nicht recht; nicht kreuzigen wollte der Kroat Christum lassen, sondern er war der einzige, der Christum aus den Händen seiner Feinde retten wollte. — Und in der That ist auch die Vorstellung so, daß sie sowohl die Meinung des Kroaten, als auch die Auslegung des gescheuten Abts begünstigte. (s. Ebendas. S. 47.)

Der ehemalige Graf Ernst zu Schaumburg und Hollstein, hatte eine Kapelle und zween Kapellmeister. Jedem der letztern gab er jährlich 1200 Thaler, und zween Kapellisten eben soviel, den übrigen allen 1000 Thaler. Diese Besoldung wurde ihnen an bestimmten Tagen, in seidnen Beuteln ins Haus geschickt und sie ausserdem noch gekleidet. An den Sonn= und Festtagen giengen sie in schwarzsammetnen, mit goldnen Galonen besetzten Kleidern, sonst aber in schönen tuchnen, mit silbernen Schnüren gezierten Kleidern. Auf ihren Hüthen hatten sie weisse Federn, und die Kapellmeister trugen auch goldene Ketten. (Ebendas. S. 41.)

Der bekannte Liederdichter Johann Rist, hatte in seiner Jugend eine sehr große Neigung zum Zeichnen und Malen. Einst saß er eben auch und zeichnete, als sein Vater, welcher Prediger war, in das Zimmer trat und ihm das Zeichnen nachdrücklich verbot. Und kaum hatte sich dieser wieder entfernt, so erschien auch der Präzeptor und schlug ihn sogar deswegen. Rist kehrte sich eben hieran nicht, sondern nahm an einer Mitt=

woche, als er eben Urlaub hatte, einen großen Foliobogen, gieng damit in den Garten, zeichnete seinen Vater mit Kragen und Mantel darauf und befestigte das Bild, in Abwesenheit desselben, an dessen Studirstube. Der Prediger kam zurück, sah das Bild und es gefiel ihm.

Er rief seine Frau und den Präzeptor herbei, zeigte ihnen dasselbe und machte ihnen zugleich bekannt, daß er sich von diesem Augenblick an entschlossen habe, seine beiden Söhne, täglich eine Stunde im Zeichnen unterrichten zu lassen. Dies hatte nicht nur die Wirkung, daß in der Folge aus Rists Bruder ein Kupferstecher wurde, sondern es war auch Risten ungemein nützlich, als er sich in der Folge auf die Mathematik legte.

Er hat sehr viele, besonders architektonische Zeichnungen verfertigt, die nicht schlecht gewesen seyn müssen, weil man die beiden Folianten, in welchen sie sich befanden und die ihm im Kriege genommen wurden, bei einem sehr großen Generale wieder fand. Auch noch als Prediger pflegte er die Malerei die alleredelste Belustigung zu nennen, und war auch Willens selbst einen Traktat von der Zeichenkunst herauszugeben, welches aber unter=

unterblieb. Der damalige kaiserliche Kammerkünstler, Daniel Neuberger und der berühmte Math. Merian waren seine vertrautesten Freunde und beschenkten ihn mit ihren Kunstwerken, die ihm aber eben sowohl als seine andern Gemälde und gegossenen und geschnitzten Bilder von den Feinden verdorben wurden. Sobald Rists Sohn des Unterrichts fähig war, mußte er gleichfalls Zeichnen lernen. (Ebendas. S. 41.)

Johann Heinrich Meißner, ein Bildhauer aus Danzig, befand sich einst bei einer Versteigerung, wo ein Paar nette Statuen auf dem Tische standen. Die Liebhaber waren darüber einig, es wären italiänische Stücke, von welchen man den Meister nicht anzugeben wüßte. Indeß wurde zu Meißners Freude immer höher und höher geboten, und endlich erfolgte der Zuschlag, nachdem das Gebot über 100 Thaler gestiegen war. Nun sagte Meißner: Kehren die Herren sie um, so werden Sie den Namen finden, worüber Sie so ängstlich gestritten haben — ich habe sie als Lehrling gemalt und mein Meister hat nicht mehr als 12 Thaler dafür erhalten. —

Meiß-

Meißner hatte zwo sehr schöne und wohlgebildete Töchter; nach diesen pflegte er seine weiblichen Statuen zu modelliren und zu formen, auch sogar die Gesichtszüge auszudrücken. Ausser solchen Bildsäulen hatte er auch eine vorzügliche Geschicklichkeit in der Verfertigung kleiner Statüen, Basreliefs und dergleichen Sachen aus Elfenbein, Holz und Bernstein u. s. w. Auch malte er nicht übel mit Wasserfarben und verfertigte kleine Kabinetsstücke.

Er führte gegen seine letzten Jahre keine sehr ordentliche Lebensart und starb in sehr dürftigen Umständen; vermuthlich um das Jahr 1760. Nach einer nicht ganz gewissen Nachricht war er aus Königsberg gebürtig. (Ebendas. Heft III. S. 56.)

Der englische Nachmaler der kleinen Meister Remigius von Lemput (sonst auch Remee genannt) kaufte das berühmte Gemälde Karls des Ersten zu Pferde, von Vandyk gemalt, während den innerlichen Unruhen für ein sehr geringes Geld, und brachte es herüber nach Antwerpen, wo man ihm 1000 Guineen dafür bot. Weil ihm aber dieses nicht genug dünkte, und er auf 1500

bestand,

bestand, so kam er damit wieder zurück nach England. Allein hier hatten sich die Zeiten geändert, und da er noch immer die nämliche Summe forderte, wurde ihm das Gemälde durch einen richterlichen Ausspruch abgenommen, nachdem ihm der Prozes, um es zu vertheidigen, ein schweres Geld gekostet hatte. Er starb 1676 zu London. (Ebend. Heft IV. S. 14.)

Zur Zeit, als Johann Holzer auf dem Weinmarkt in Augsburg ein großes Freskogemälde machte, malte ein anderer Maler, der von sich selbst sehr eingenommen war, und beinahe alle andere Maler neben sich verachtete, eine halbe Meile von Augsburg eine Kapelle. Gleichwohl konnte er dem Vorwitz nicht widerstehen, Holzers Arbeit zu sehen. Mehr aus Verachtung und mit dem völligen Vorsatz, etwas Elendes zu finden, machte er einen Spaziergang nach der Stadt und lies durch seinen Bedienten bei Holzern fragen, ob er ihm auf seinem Gerüste einen Besuch machen dürfte? Der freundliche und bescheidne Künstler bewilligte es mit der größten Gefälligkeit.

Nun erschien der vornehme Maler, betrachtete — staunte an — verstummte — und fiel in eine solche Emphase, die, wie die Chronik sagt, ihm eine Apoplexie zuzog, von welcher er die übrige Zeit seines Lebens melancholisch blieb. (s. Weckhrlins Chronol. 6r B. S. 123.)

Holzer sollte in dem Kloster Marienberg Inferiora und Logik studiren, allein sein Trieb zur Kunst übertraf alle andere Studien und Zeichnen und Malen war das einzige, womit er sich beschäftigte. Dies war die Nahrung seines Geistes, die man ihm entziehen wollte, und deswegen alle Gelegenheiten, die ihn darauf führen konnten, benahm. Holzer, von Geld entblößt, aber nicht seines denkenden und erfinderischen Kopfes beraubt, konnte zwar keine Farben mehr kaufen und mußte auf Mittel denken, seine Wisbegierde zu befriedigen, die ihm Ehre machte.

Er preßte von Blumen und Kräutern den Saft aus, sammlete Blut, Kalch, Polus, Rothstein, Ofenrus und andere dergleichen Materialien, die leicht zu bekommen waren. Diese mischte er,

brauchte

brauchte sie zu Farben und malte zu jedermanns Verwunderung, auf Leinwand, Papier und Mauern. Dies sahen einige Personen, und riethen seinem Vater, ihn der Kunst zu widmen. Dieser lies sich endlich bereden und gab ihn einem Maler, Nikolaus Auer, der nicht weit von Meran in Tyrol wohnte, in Unterricht. In kurzer Zeit hatte er so starke Fortschritte in seiner Kunst gemacht, daß er eigene Inventionen aufweisen konnte, die schon damals Aufmerksamkeit verdienten.

Unter Holzers Gemälden an öffentlichen Gebäuden verdient der Bauerntanz an einem braunen Bierwirthshause dieses Namens vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Enge des Platzes, worauf er malte, und auf welchen er sich einschränken mußte, benahm dem Ausdruck, der Stärke und Kraft dieser Malerei nichts. Meisterhaft und zur Bewunderung setzte er Figuren über Lebensgröße von einer Bauernhochzeit, Tanz, Spielleute und Kuchen auf diesen kleinen Raum. Dieses Haus ist ein Eckhaus und gab ihm Gelegenheit, auch seine Wissenschaft in der Optik und Perspektiv anzubringen. Von vielen Jahren her steht an der Eckspitze dieses Hauses ein Hirschkopf mit natürlichen

lichen Geweihen und Holzer malte drei Hirsche zu einem Kopf und richtete das Auge gegen die Ecke. Gleichwohl ist auf jeder Seite nur ein Hirsch in Schuß und Sprung zu sehen.

Ein englischer Gesandter am churköllnischen Hofe, lernte Holzers Kunst kennen, wußte sie zu schätzen und erhob sie ungemein. Auf dieses Lob wurde Holzer nach Bonn berufen 1740. und wollte nun gleich seine Stärke nach seiner Phantasie zeigen. Er malte das Portrait des Churfürsten aus bloser aber sehr starker Einbildungskraft in völliger Lebensgröße auf ein Brett, und ließ es nach dem Kontur ausschneiden. Dieses Portrait wurde in ein Zimmer gestellt, und alle Personen von Adel, die hinein kamen, täuschten sich so sehr, daß sie glaubten, der Churfürst stehe in eigner Person am Fenster. (s. Meusels Misz. H. 8. S. 79.)

Unter den Personen, die keine Farben, sondern nur eine Gradation von Licht und Schatten unterscheiden können, und davon es viele Beispiele giebt, zeichnete sich der vortrefliche Colardeau, der französische Sänger der Heloise, vor andern

dadurch aus, daß er Vergnügen an der Malerei fand. Er zeichnete sehr gut. Einst zeichnete er sein Portrait und traf sich völlig; allein als es zu den Farben kam, brachte er blau auf gelb und trug das grüne neben das rothe, ohne, daß er einen Misverstand merkte. Und das alles that er mit dem Anschein der gewissenhaftesten Genauigkeit eines Mannes, der die größte Vollkommenheit zum Zweck hat. Ein gesundes Auge konnte nicht leicht etwas sonderbares sehen, als ein solches Gemälde. (s. Meusels Miszell. H. 9. S. 184.)

Joh. Friedr. Pöhle, Bildhauer in Arnstadt, (geb. 1713.) lebte in Arnstadt, nach so manchen glücklichen und unglücklichen Schicksalen, auf eine sonderbare Art. Ohne von seinen Mitbürgern, wie er es verdiente, gekannt und geschätzt zu werden, strebte er auch nach keines Menschen Freundschaft oder Achtung, sondern war sich selbst genug, mit sich selbst zufrieden und bekümmerte sich um die ganze menschliche Welt nicht. Wer ihn kennen lernen wollte, mußte ihm suchen. Alsdenn war er gegen Jedermann gefällig und höflich, ohne sich jedoch um Komplimente oder Sitten der soge-

kannten feinen Welt zu bekümmern. Eben so wenig waren die Moden für ihn in der Welt. Er trug und kleidete sich zwar reinlich, aber gering, wie der gemeinste Handwerksmann. Eben so einfach und patriotisch war sein übriges Leben. Eine seiner Einheiten war die, daß er bei Niemanden, so sehr man auch in ihn dringen mochte, einen Bissen as, oder ein Glas Wein oder Bier trank. Alles was er annahm war eine Pfeife Toback und ein Glas Wasser. Seine stete Beschäftigung war Arbeit in seiner Kunst und sein Vergnügen einsame Spaziergänge, und auf denselben Nachspüren und Forschen der Wirkungen der Natur. Durch diese abgesonderte Lebensart, hatte sein Umgang und seine Sprache etwas finsteres und mystisches bekommen, welches jedoch dem, der ihn zu behandeln wußte, nicht unangenehm war. (s. Meusels Miszell. Heft 10. S. 215.)

Der berühmte Flötenspieler Joh. Steph. Kleinknecht, (zu Ulm 1731. geb.) hat drei Brüder, welche sich alle der Musik widmeten. Er selbst zeigte nie Lust dazu, wurde also zum Studiren bestimmt, und bezog das Gymnasium illu-

stre in Ulm. Durch Fleiß und gutes Betragen, erwarb er sich hier die Liebe seiner Lehrer. Kurz zuvor, ehe er auf die Universität gehen wollte, merkte er, daß in dem Umgange mit einigen seiner Komilitonen, die zu ihrem Vergnügen die Flöte lernten, ein sehr lebhafter und fast unwiderstehlicher Trieb zu diesem Instrument in ihm erwachte. Allein es zeigte sich wenig Hofnung, daß je seine Neigung befriedigt werden würde, denn sein Vater drohte ihm oft sehr nachdrücklich, weil er einen subtilen und schwächlichen Körper hatte, jede Flöte, die er würde blicken lassen, ihm an den Kopf zu schlagen.

Ausser diesem zurückschreckenden Umstand war noch das Schlimmste, daß in dem Hause seines Vaters keine Flöte und in seinem Beutel immer zu wenig Geld vorhanden war, als daß er sich von eigenen Renten eine hätte anschaffen können. Indessen mußte sichs fügen, daß der Liebhaber der Magd in seinem Hause Abends immer eine zärtliche Visite bei seiner Geliebten abstattete, und eine zersprungene Flöte von schlechtem Holze mitbrachte, die man allemal erst ins Wasser legen mußte, wenn man aus ihr einen Ton erzwingen wollte.

Nun

Nun war also auf einmal geholfen, noch dazu, da dieser Mensch ihm die Flöte halten, anblasen und eine Oktave auf und abspielen lernte, denn viel weiter erstreckte sich seine Geschicklichkeit nicht. Ausserdem suchte Kleinknecht, als ein nun angehender Flötenspieler, von seinen Komilitonen alles mit wegzuschnappen, was sie von ihrem Lehrmeister lernten. So wie nun die Lust zur Flöte zunahm, verlosch auch von Zeit zu Zeit der Eifer und die Lust zum Studiren.

Sein Vater merkte dieses bald und fuhr ihm oft darüber hart an: er sollte seine Flöte zum H — — werfen und lieber ein Buch dafür in die Hand nehmen. Allein er konnte sich doch nicht entbrechen, ihn zuweilen wieder freundlich anzublicken, wenn er ihn in so kurzer Zeit verschiedene Stücke ganz erträglich spielen hörte. Ja er überwand sich bald darauf so weit, daß er ihm sogar selbst den Takt lehrte, aber freilich mit manchem unsanften Stoße. Kleinknechts Neigung ein Flötenspieler zu werden, stand aber fest und sein Vater suchte nun selbst, sie auf alle Art zu befördern. (s. Meusels Miszell. H. 12. S. 335.)

Franz Xav. Messerschmidt, einen berühmten Maler in Presburg, besuchten 1780. einige Fremde. Sie trafen ihn in einem kleinen Zimmer, in einer sehr mürrischen Gemüthsverfassung an, und ersuchten ihn, seine Kunstarbeiten zu zeigen. Allein er schlug es ab und sagte: er habe es sich ein für allemal vorgenommen, keinem Menschen mehr etwas zu zeigen — er arbeite für sich und sonst für niemand — man sähe seine Geschicklichkeit nicht ein — u. s. w. Er wolle, fuhr er fort, sich nächstens ein Haus an das Ufer der Donau bauen, seinen großen Kunstvorrath dahin bringen lassen, und wenn er den Tod merke, alles noch vor seinem Ende in Stücken zerschmeissen und in die Donau werfen. (s. Meusels Miszell. H. 13. S. 44.)

Der Landschaftsmaler Franz Schütz, (geb. zu Frankfurt am Mayn 1751.) hatte für nichts in der Welt Sinn, als für Malerei und Musik, und war der originellste Mensch, den man sich nur denken konnte. Sein Instrument war die Violine. Er spielte die schwersten Partieen auf die erste Ansicht, vom Blatte, und spielte viele Stunden nach ein=

einander, ohne sich sichtbar zu ermüden. Kenner sagten, sein Bogenstrich sei hart, nett und kraftvoll, wie sein Pinsel. Er hatte etwas ganz Eigenes, das oft ein Gegenstand der Bewunderung der größten Tonkünstler war, er begleitete das, was er auf der Violin spielte, besonders seine eignen Fantasieen mit dem Munde, welcher Ton der Hautbois und dem Waldhorne nicht unähnlich war.

Sein Mund war eben so geschmeidig als seine Violine, er ahmte eine Menge Dinge bis zur Täuschung nach und hörte nicht leicht einen Ton, der sein höchstes feines, äusserst zärtliches Ohr stark berührte, ohne sich so lange damit zu beschäftigen, bis er ihn nachmachen konnte. Sein ganzer Körper folgte der nämlichen Regung — alles, was ihm auffiel, mußte er ausdrücken, und seine Glieder hatten sich nach und nach so maschinenmäßig dem Wollen der Seele unterworfen, daß sie in beständiger Bewegung waren und eine Menge Dinge ausdrückten, oft ohne daß er es wußte.

Immer waren diese treuen Diener in Bewegung, und sie waren nicht nur ohne Unterlaß beschäftigt, alles auszudrücken, was er sah und hörte, sondern sie mußten auch das nämliche thun

für das, was er empfand und dachte. Er ließ sich oft vom Strome seiner Gedanken so hinreissen, daß er auf der Gasse stehen blieb, mit Füssen und Händen arbeitete und mit dem Munde ein großes Geräusch machte.

Er handelte und dachte in nichts wie andere Menschen, sondern hatte in allem seinen eignen Gang, oder folgte vielmehr seinem Instinkt. Eben dieser leitete ihn auch bis auf einen hohen Grad in der Kunst — nie hörte man ihn viel über dieselbe reden. Er strich aus, weil es nicht so seyn müsse — und änderte, weil es so seyn müsse — er wisse wohl, wenn es nicht recht sei, und wieder: wenn es gut käme — wenn er auch nicht immer sagen könnte, warum? — Er bekümmerte sich um keinen Kunstausdruck und wußte nur einige wenige, weil er sie etwa von Leuten gehört hatte, die über seine Arbeiten sprachen.

Eingeschränkter als er, war nie ein menschliches Geschöpf für alles, was nicht Kunst und Musik war, oder mit diesen beiden in naher Verbindung stand. Für alles, was ausser seinem Kreise lag, hatte er weder Sinn noch Gefühl, so sehr, daß man mit ihm Stundenlang von gewissen sehr einfachen Dingen reden konnte, ohne ihm den gering-

ringsten Begrif davon beizubringen. Dies machte, daß er an der Tafel und in untermischter Gesellschaft die mehrestenmale nicht wußte, wovon die Rede war; nur von Zeit zu Zeit fieng er etwas auf, das gerade in seinen Ideenkreis fiel und nun beschäftigte ihn dies: man sprach indessen von andern Sachen, und nach 5 bis 6 Minuten kam etwan wieder was vor, das mit dem vorigen in einiger Verbindung stand — nun rührte sich Schütz auf einmal wieder und sprach, als wenn die Gesellschaft sich die ganze Zeit über mit nichts beschäftigt hätte, als mit der Sache, die zuerst seine Aufmerksamkeit an sich zog. Aus eben der Ursache hatte er Langeweile in jeder Gesellschaft — entweder mußte er die ganze Gesellschaft unterhalten, oder eine oder mehrere Personen mußten sich einzig und allein mit ihm beschäftigen, wenn er nicht bald Langeweile bekommen sollte.

Da er in allem seinem Instinkt folgte, sich also nie in eine Form oder Modell hatte gießen lassen, so hatte er von den angenommenen Schicklichkeiten der Gesellschaft und von dem, was man Lebensart nennt, nicht den geringsten Begriff; auch das wenige, das er durch häufigen Umgang mit Leuten von guter Gesellschaft endlich angenommen hatte,

war ihm zur Last und man sah ihm deutlich an, wie sehr er unter dem Zwang seufzte, wenn er mit Personen war, mit denen er nur im geringsten seinen gewöhnlichen Ton ändern mußte. Auch dauerte dies nie lange, denn insgemein war er noch vor dem Ende der ersten Stunde auf seinen gewöhnlichen Ton herunter und bediente sich seiner gewohnten Freiheiten. Jedermann ließ sich dies willig gefallen, und Schütz war demohngeachtet für Jedermann, gefiel allen Karakteren, allen Ständen und Temperamenten.

Das Geld hatte für ihn eben den Werth, den vor 300 Jahren eine spanische Münze für den Mexikaner haben mochte. Er besahe sie einen Augenblick, wenn das Gepräge schön war, und weiter wandte er nicht die geringste Aufmerksamkeit darauf. Er hatte fast niemals Geld, weil man das wenige, das er gewann, aufhob; und wenn er manchmal einiges hatte, so gab er es, ohne im geringsten auf das Stück Achtung zu geben, dem ersten Dürftigen, der ihn darum ansprach. Daher war er oft viele Monate lang ohne einen Heller — er verlangte nichts, und wenn er an einem öffentlichen Orte oder sonst wo in dem Falle war, etwas zu bezahlen, so sagte er ohne

Um=

Umstände dem ersten Besten seiner Bekannten, er solle bezahlen.

Ob diese Schulden, so wie alle andere bezahlt wurden, oder nicht, war ihm so gleichgültig, daß er nie wieder daran gedacht haben würde, wenn er nicht daran wäre erinnert worden. Eine Sache zu kaufen oder sie zum Geschenke zu empfangen, war ihm so einerlei, daß er dem Geber wenig mehr schuldig zu seyn glaubte, als dem Verkaufer. Da er so ganz keinen Werth aufs Geld setzte, so darf man sich nicht wundern, daß er sich nicht die geringste Mühe gab, welches zu gewinnen.

Der Mann, der ihm fast vier Jahre lang Vater und Führer war, sorgte für alle seine Bedürfnisse, und hielt ihn oft dazu an, etwas durch seine Kunst zu gewinnen. Er schenkte viel weg, und hätte noch mehr verschenkt, wenn man ihn nicht davon abgehalten hätte. Seine Bedürfnisse befriedigte er gern auf der Stelle, und, um nicht Geld zu suchen oder darnach zu gehen, gab er für die augenblickliche Befriedigung eines Bedürfnisses sehr willig etwas hin, das doppelten oder dreifachen Werth hatte.

Er lebte fast nie anders, als in der Gegenwart d. h. im augenblicklichen Genusse. Die Erinne-

rung

rung des Vergangenen hatte wenig Reiz und wenig Trauern für ihn, und von der Zukunft hatte er gar keinen Begriff. Er sprach nie von der Zukunft, und hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit auf das, was andere davon sagten. Den größten Kummer, die unangenehmsten Vorfälle vergas er so, daß er eine Stunde nachher weder mehr davon sprach, noch daran dachte. Dies verbreitete denn eine unausgesetzte Heiterkeit über sein ganzes Wesen und Thun. Man konnte nie eine Stunde um ihn seyn, ohne daß einem nicht wohl ward.

Er war in der Kunst von einer Bescheidenheit, die ihres Gleichen nicht hatte, er lobte mit gutem Herzen und sah mit Vergnügen alles, was nur einigermaßen erträglich war, und das ohne Prätension, ohne Rücksicht auf sich selbst. Er erhob öfters mit einem Freudengeschrei Arbeiten, die den seinigen nicht gleich kamen, und trat demüthig vor Künstler zurück, die ihre Kniee vor ihm hätten beugen sollen.

Da er in allem nach seinem Instinkt handelte, so hatte weder Beispiel noch Zureden anderer den geringsten Einfluß, auf ihn. Man mochte auf ihn wirken, wie man wollte, er blieb ewig, wie

er

er war. Nichts auf der Welt war vermögend, ihn von einer Lieblingsgewohnheit abzubringen, und die besten, treffendsten Gründe, die man ihm für eine Sache sagen konnte, waren seinen Ohren ein dumpfer Schall, mit dem er nicht den geringsten Begriff verband. Wer ihn recht kannte, ließ es sich deswegen gern vergehen, etwas an ihm zu ändern; Er hatte eine Menge Gewohnheiten an sich, die an jedem andern, Laster gewesen wären. Er selbst ließ sich nichts davon träumen, und alles, was andere ihm darüber sagen mochten, waren ihm Worte ohne Bedeutung. Er machte sich über nichts Vorwürfe, vielleicht weil er eine Ahndung hatte, daß er alles thun könne, ohne daß sein reines, schuld- und argloses Herz im Geringsten darunter litte; er schien gleichsam zu fühlen, daß er über nichts könne zur Rechenschaft gezogen werden.

Eben dieses sein Herz war ein Schatz, ein Kleinod sonder gleichen, das man nicht in seinem ganzen Umfange sehen konnte, ohne oft bis zu Thränen gerührt zu werden. Es war ganz ohne Arg und ohne Falsch; es hatte kein Gefühl für Rache; man konnte ihn bitter beleidigen, heftig aufbringen; ein Wort besänftigte sein Aufwallen und das zweite machte die Beleidigung auf ewig vergessen. Er hatte nicht die geringste Menschenkenntniß, glaubte sie alle gut, und lächelte, wenn man ihm offenbar

das

das Gegentheil zeigte, ohne sich weiter dabei aufzuhalten, oder sich die Erscheinung erklären zu wollen.

Der unmäßige Gebrauch des Weins, seine unordentliche Lebensart, eine üble Wahl der Speisen und seine Nachtwachen, da er mit Musik, Akkompagnement mit dem Munde und unzähligen Possen, in denen er unerschöpflich war, oft viele Stunden nach einander sich auf das heftigste abarbeitete, hatten, nebst dem beständig glühenden Feuer seines Genies und seinem nie ruhigen Geiste, seinen Körper nach und nach untergraben. Seine Blässe und Magerkeit, an die man von jeher gewohnt war, machten, daß man nicht merkte, wie sich nach und nach die Schwindsucht bei ihm ansetzte. Schon mit Anfange des Jahrs 1782. hatte er nicht mehr seine vorige Munterkeit, Lebhaftigkeit und Kraft, die er ehemals besas; allein er betrog sich selbst und andere, behauptete, daß er vollkommen gesund sei, und wollte nie etwas mit den Aerzten zu thun haben. Im Monat April zeigte sich die Abnahme seiner Kräfte merklich und nur erst alsdann konnte er mit vieler Mühe bewogen werden, Aerzte von Genf zu berathen. Diese erklärten ihn, nach einer genauen Untersuchung sogleich für verloren, fanden sein Blut verbrannt und sein Innerstes angesteckt. Sehr ungern nahm er Arzneien und eine förmliche

Sel-

Selzerkur, er gieng bis zwei Tage vor seinem Tode noch immer umher und beredete sich selbst bis auf den letzten Augenblick, daß alles nicht viel sagen wolle. Er redete von einer Menge Dingen, die er ausführen wollte, und schlief ruhig und ohne Bewegung ein. (s. Meusels Miszell. H. 13. S. 93.)

Der berühmte Baßist Salom. Bendeler, (geb. 1683. zu Quedlinburg) wurde in Danzig durch eine sonderbare Begebenheit so beliebt und bekannt, daß man viele Jahre von ihm, als einem besondern Manne, in allen Gesellschaften sprach. Den dritten Tag nach seiner Ankunft gieng er auf Einladen eines dasigen Kantors nach der Hauptkirche, wo man eben feierlichen Gottesdienst hielt. Nach der Predigt fieng er, bei allen ausgezogenen Registern auf der Orgel zu präludiren an, und ließ seine donnernde Stimme zugleich hören, welche sowohl in der Tiefe als in der Höhe das große Orgelwerk zum Erstaunen aller Anwesenden übertönte.

Indeß entstand unter den weiblichen Zuhörern ein großer Lärm. Viele Frauen entfernten sich schnell und viele machten mit ihren Tüchern, Schürzen und Saloppen gleichsam einen bedeckten Schirm um eine vornehme Rathsfrau, welche schwanger war. Etwas Ungewöhnliches wider Vermuthen zu hören, hatte die vielleicht in tiefe

An=

Andacht versenkte Frau sehr erschreckt, und dadurch ihr ganzes Nervensystem, besonders aber die Gebärmutter in eine heftige Bewegung gesetzt, welches denn eine ungewöhnliche Wirkung hatte.

Die Neugier sah von allen Chören herab und Niemand wußte, was man in dem verdeckten Kreise mit der Rathsfrau vornehme. Indes war ein Knäbchen drei Wochen zu zeitig gekommen. Man wickelte die Gebährerin mit dem Kinde sorgfältig ein, und trug sie nach Hause. Ihr seit 14 Tagen vom Podagra geplagter Mann, wurde, da er den Lermen im Hause hörte und die Begebenheit erfuhr, so heftig vom Schrecken gerührt, daß er die glücklichste Wirkung davon empfand. Die gespannten Nerven gaben nach und in denen mit groben, scharfen und dicken Säften angefüllten Gefäsen lößten sich plötzlich die Verstopfungen. Der erschrockene Mann überwand seine Schmerzen, bot alle seine Kräfte auf und lief mit voller Angst schnell durch ein Paar Zimmer der Frau entgegen, und sah mit Verwunderung der Enthüllung seiner, wie eine Mumie eingewickelten Frau und neugebornen Kindes zu. Von Stund an waren seine podagrischen Lähmungen geheilt, und er erfuhr nie einen Rückfall.

Sobald die Hebamme mit der Kindbetterin und dem Kinde das Nothwendige besorgt hatte, und sich Mann und Frau erholten, fragten sie einander nach

der

der Ursache der unverhoften Niederkunft. — Die Frau versicherte, daß sie diesmal weit stärker als bei den vorherigen Geburten wäre, übrigens wüßte sie nur soviel, daß, als man nach der Predigt sehr stark zu orgeln angefangen, sie eine entsetzliche Baßstimme unvermuthet singen gehört hätte, worauf sich die Leibesfrucht mit ungewöhnlicher Heftigkeit bewegt, kurz hernach aber habe ihr gedäucht, daß etwas von ihr gienge, welches eine Ohnmacht befördert.

Der Rathmann erfuhr nun von dem Musikdirektor, daß der große Baßist Bendeler auf der Orgel gespielt und zugleich gesungen hätte. Uebrigens wurde die Ursache der frühzeitigen Niederkunft soviel als möglich verschwiegen gehalten. Acht Tage nachher machte man einen großen Kindtaufschmaus. Unter der zahlreichen Gesellschaft war auch Bendeler eingeladen. Man setzte sich zur Tafel und als er den ersten Teller wechselte, fand er darunter 30 Kremnitzer Dukaten. Auf sein Befragen, was dies bedeute? antwortete ihm der Rathmann nach einer kurzen Erzählung der ganzen Begebenheit: er möchte dies zum Andenken annehmen, weil ihn die Natur zu einer so glücklichen Hebamme gemacht, die ohne Handanlegen seine Frau so geschwind entbunden hätte.

Bendeler wurde dadurch in Danzig berühmter und Jedermann bemühte sich, ihn sowohl in der Oper als auch im Konzert singen zu hören. Man lud ihn öfters in Gesellschaften, und belohnte seine Kunst mit Geschenken. Als er Danzig verlassen wollte und sich bei dem Rathmanne beurlaubete, schenkte dieser ihm bei einem großen Gastmal eine sehr schön gearbeitete silberne Tabatiere, worinne ein mit Brillanten karmoisirter Saphirring lag, und bedankte sich nochmals bei ihm für den Hebammendienst, wie auch besonders, daß er ihn zu gleicher Zeit von seinem beschwerlichen Podagra befreit hätte. (Ebendas. H. 16. S. 223.)

Zu Bunzlau in Schlesien lebt ein Bürger und Weber Hütter, den man zugleich Astronom uud Geograph nennen könnte. Sein ganzes Haus ist mit Karten meublirt, die von ihm selbst meistentheils auf die Mauern und Wände gezeichnet sind. Im Hause ist das ganze Riesengebirge, welches er viermal durchstrichen hat. Da ist keine Baude, kein Hügel, den er nicht bemerkt hätte. Im ersten Zimmer oben, ist Europa mit den vornehmsten Städten auf einer Tafel, von einer Komposition nach seiner Erfindung, abgebildet. Alle Meere sind durch natürliches Wasser vorgestellt, welches er aus seinem Observatorio vom Regen sammlet, und

das

das wieder abfließt, sobald dessen zuviel ist. Auf dem Wasser schwimmen kleine Fischchen. Auf der Decke sind die 32 Winde und ein hölzerner Weiser zeigt den jedesmaligen Wind, nach der Fahne die oben auf dem Observatorio befestigt ist; dadurch hat dieser geschickte Mann einige meteorologische Bemerkungen gemacht, und weis genau zu sagen, mit welchem Winde Regen oder heiteres Wetter einfällt.

Auf den Wänden dieses Zimmers ist der ganze Oderstrom, vom Ursprung bis an seinen Ausfluß, von ihm selbst gezeichnet. Im zweiten Zimmer ist ein großer Globus, indem man beinahe aufrecht stehen könnte, von Drath. Alle Sterne bis zur vierten Größe und drüber sind von gelben Blech und mit Drath befestigt. Er dreht sich durch ein Uhrwerk mit dem Himmel übereinstimmend. Die Wände sind mit lauter astronomischen Kartenzeichnungen angefüllt. Im dritten Zimmer ist eine große Tafel, auf welcher alle Länder in gestochenen Karten befindlich sind. Der Rand herum ist in 24 Stunden eingetheilt. Das Bild der Sonne ist an beiden Seiten des Wassers befestigt, und zeigt an einer Seite alle Länder, wo die Sonne jederzeit aufgeht, auf der andern, wo sie untergeht. Am Gestelle sind allerlei historische Nachrichten von den Ländern von seiner Hand geschrieben. An den Wänden ist Griechenland, Klein Asien, Troja, nebst einigen

gen andern Gegenständen der Geographie, von ihm gezeichnet. (s. Ebendas. H. 18. S. 355.)

In dem päbstlichen Palast zu Rom befindet sich die von Michael Angelo ausgemalte Kapelle, deren vornehmstes Gemälde das jüngste Gericht darstellt. Michael Angelo soll hier alle Personen seiner Bekanntschaft so ähnlich dargestellt haben, daß man sie den Augenblick erkenne. Er hatte seine Freunde in die Seligkeit — seine Feinde in die Hölle placirt. Ein Kämmerer des damaligen Pabstes, der sich unter der Zahl der letztern befand, gieng zu Sr. Heiligkeit und bat, daß das Gemälde geändert und eine andere Person an seine Stelle gesetzt werden möchte. Der Pabst antwortete: Er habe zwar wohl die Gewalt, die Seelen aus dem Fegfeuer zu ziehen, aber nicht aus der Hölle — da er nun einmal darinne wäre, möchte er auch da bleiben.

Seite

105 st. Jane l. m. Jone

108 — burleskee l. m. burlesker

110 — Saine l. m. Seine.

116 — Blamhet l. m. Blanchet

119 — im Priorat l. m. ein Priorat.

126 — Stiel l. m. Stil.

128 — Hayde l. m. Haydn

129 — Diminuends l. m. Diminuendo.

129 — Battely l. m. Batteley

140 — Ranelegh l. m. Ranelagh

150 — Guido Reins l. m. Guido Renis

152 — Thorigng l. m. Thorigny

163 — Bramanta's l. m. Bramante's.

165 — Aehnlichkeit Aeschylus l. m. Aehnlichkeit mit Aeschylus.

179 — Einheiten l. m. Eigenheiten

Verbesserungen.

Seite
19 st. Caraccies l. m. Caraccis
19 — anch' co l. m. anch' io
23 Z. 8. v. unten st. Perusa l. m. Perugia
24 Z. 6. v. oben st. den l. m. der
27 st. Volterea l. m. Volterra.
28 — medallirte l. m. modellirte
29 — Domenichnio l. m. Domenichino.
36 — Kulorit l. m. Kolorit
36 — Kontaurs l. m. Kontours
37 — Zimmer. Zu l. m. Zimmer, zu
38 — träumend l. m. trauernd
39 Z. 12. v. oben st. ihm l. m. ihn.
39 st. welche Gemälde l. m. welches Gemälde
43 nach Ismael Mengs l. m. der Vater.
47 st. anbekannt l. m. unbekannt.
47 Z. 3. v. unten st. uns l. m. eins.
59 st. Paussin l. m. Poussin.
64 — inimica, mihi l. m. inimica mihi,
88 — boßiren l. m. poussiren.
92 — Salerna l. m. Salerno.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oswald, Christian Carl

Beiträge zu Künstlerbiographien

Budissin und Leipzig 1800

Biogr.c. 241 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070643-1
VD18 15329194